Reichs-Elternwarte

Das Organ der Schulgemeinden



Aufnahme Scherz-Wauer

Preis
25
Rpfg.
frei Haus

Erscheint in Berlin monatlich

Heft 5 1936
Mai

Inhalts-Übersicht

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Amtliches

Impfung der Schulkinder

Nach § 13 des Impfgesetzes haben die Leiter der Schulen sich bei der Aufnahme davon zu überzeugen, daß der Impfpflicht genügt ist. Wenn die Impfung ohne gesetzlichen Grund unterblieben ist, so haben die Schulleiter auf Nachholung zu dringen. Falls ihre Mahnungen erfolglos sind, so haben sie gemäß § 13 Abs. 4 die betreffenden Schüler als nicht geimpft zu melden. Die Schulleiter sind damit ihren Verpflichtungen nachgekommen. Als notwendige Voraussetzung für die Aufnahme in eine höhere Schule kann die Impfung nach dem Impfgesetz nicht angesehen werden.

Der Reichs- und Preußische Minister des Innern.

Im Auftrag: Dr. Frey.

Klassenwimpel

Meine Anordnung vom 22. Juli 1935 — E III B 1736 E III c, E II a, K II, M — (RMinAmtsbl. DtschWiss. S. 339), wonach Klassenwimpel in den Schulen nicht mehr zu führen sind, gilt nicht für Hakenkreuzwimpel. Dagegen bezieht sich das Verbot auch auf HJ.-Wimpel.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Im Auftrag: Bojunga.

Lesekameradschaften

Geistige Nahrung für die deutschen Brüder im Ausland

Aus vielen Ländern der Erde, besonders aus Uebersee, kommen Klagen von Auslanddeutschen, daß sie keine Möglichkeit haben, die Wahrheit über deutsche Geschehnisse zu erfahren. Selten hat einer ein Kurzwellengerät, deutsche Zeitungen gibt es nicht überall, die fremden Zeitungen geben häufig ein falsches Bild von Deutschland. Für jeden Deutschen draußen ist es niederdrückend und bitter, das Bild der Heimat durch die schmutzige Brille fremder Hetzblätter sehen zu müssen.

Um diesem Mißstande abzuhelfen, sind in Deutschland sogenannte Lesekameradschaften gebildet worden. Tausende von Deutschen aller Berufe im Reich haben sich bereit erklärt, die wichtigsten Stücke ihrer Tageszeitung einmal oder mehrere Male in der Woche, ebenso auch gute illustrierte Wochen- und Monatszeitschriften, ab und zu wohl auch ausgewählte Broschüren und Bücher auf eigene Kosten an deutsche Familien im Auslande zu schicken. Deren Anschriften werden von einer Mittelstelle im Reich natürlich kostenlos abgegeben. (Lesekameradschaften, VDA-Haus, Berlin W 30, Martin-Luther-Straße 97.) Abgesehen davon, daß es eine selbstverständliche nationale Pflicht ist, die Volksgenossen im Auslande fortlaufend über den neuen deutschen Geist zu unterrichten, abgesehen aber auch davon, daß dadurch weite Kreise der Bevölkerung im Reich persönliche und oft sehr lehrreiche Bekanntschaft mit dem Auslanddeutschtum machen, wird jeder die Erfahrung machen können, daß sich aus diesem Zeitungsversand ein sehr interessanter Briefwechsel entwickelt.

In 91 Gebieten der Erde sitzen mehr oder weniger große Mengen deutscher Siedler, bald in der Großstadt, bald in einsamer Siedlung im Urwald, auf dem endlosen Kamp Argentiniens, im Gran Chaco Paraguays, in der Verlassenheit Alaskas und Kanadas, manchmal allein in fremder Volksflut, manchmal in großen deutschen Siedlergruppen, in Jahrhunderte alten Deutschtumsgebieten, in ganz neuangelegten Siedlungen, bald wohlhabend, bald im tiefsten Elend. Alles, was diese Deutschen draußen bewegt, spricht aus ihren Briefen: Zweifel, unbeugsame Zuversicht, stürmisches Bekenntnis, rührende Opferwilligkeit. Nie zuvor hat sich die unzerreißbare Zusammengehörigkeit deutscher Herzen in aller Welt in so ungeheurem Ausmaße offenbart wie heute.

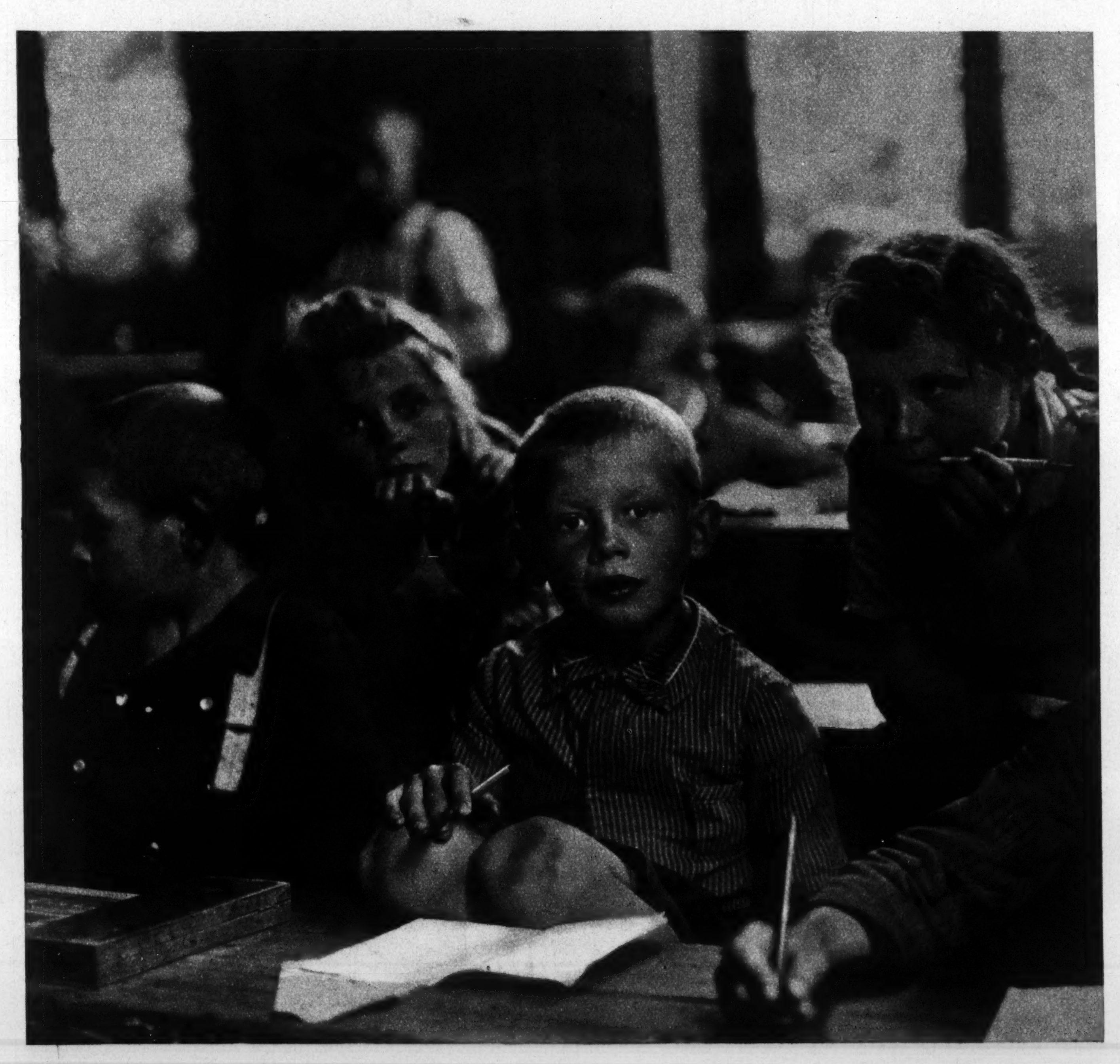
Kaum ein besseres Mittel, sie zu erhalten und zu festigen, gibt es, als diese täglich opferbereite, rein persönliche, ständige Verbindung deutscher Menschen drinnen und draußen durch die Lesekameradschaften.

Reichs-Elternwarte

Heft 5 1936
Mai

Das Organ der Schulgemeinden

Begründet im Auftrage von Hans Schemm †
Herausgegeben durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier



Wenn der Lehrer an die Tafel schreibt

Aufnahme Ewald Welzel
(aus „Glückliche Jugend"
im Brehm-Verlag, Berlin)

Die Dorfschule

Von Albrecht Schäfer

„Ja und wenn man bedenkt, daß er bloß eine Dorfschule besucht und es trotzdem bis zum Direktor gebracht hat, dann muß man staunen und . . ." schließt Frau B. den Bericht über ihren erfolgreichen Verwandten.

Hm — also bloß eine Dorfschule und — trotzdem... Nicht vielleicht: gerade deshalb?

Was wissen denn die, die in der Dorfschule eine so höchst minderwertige Bildungsstätte sehen, eigentlich von ihr? Meistens sind es nämlich ehemalige Besucher einer vielgegliederten Stadt- oder gar Großstadtschule, die so wenig anerkennend über sie urteilen. Sie haben anläßlich eines Ferienaufenthaltes auf dem Lande das dörfliche Schulhaus gesehen und den ihnen fremd und eigenartig anmutenden äußeren Schulbetrieb nachsichtig bestaunt und belächelt: Die Jungs und Mädels in Holzpantinen und mit Schiefertafeln und die eine und einzige Schulklasse, in der sie alle zusammen — Große und Kleine — unterrichtet werden, und haben den eingezäunten Schulhof vermißt und die Turnhalle und das Brausebad und die reichhaltige Lehrmittelsammlung und was sonst noch. Vielleicht haben sie auch den Dorflehrer gesehen, wie er gerade seinen Garten umgrub, ebenmäßig Scholle um Scholle, kunstgerecht wie der zünftige Bauer oder Gärtner, und haben Vergleiche angestellt mit ihrem Lehrer, den sie sich bei solcher Beschäftigung nicht vorstellen konnten. Und haben dann gemeint, mit den Leistungen einer solchen Schule könne es doch eigentlich nicht weit her sein.

Wer aber selber so eine einklassige Schule besucht hat, oder wer sich die Mühe machte, einmal näher hinzuschauen, um sich einen Einblick in den inneren Schulbetrieb zu verschaffen, wird anders urteilen. Gewiß, es steht außer jedem Zweifel, daß die vielgegliederte sechs-, sieben- oder gar achtklassige Schule der größeren und großen Orte ein umfangreicheres und vielgestaltigeres Wissen und Können vermitteln kann als die Schule, in der die Kinder aller Altersstufen gleichzeitig ihren Unterricht erhalten. Mit den einzelnen Jahrgängen (Abteilungen) seiner Schulklasse kann sich der Dorflehrer ja nur in Stundenbruchteilen beschäftigen, die übrige Zeit müssen sie still für sich arbeiten, bisweilen von einem „Helfer" (einem größeren Schulkind) beaufsichtigt oder unterstützt. Das ist ohne Frage ein Mangel der Dorfschule. Der aufmerksame und ein wenig liebevolle Beobachter wird aber entdecken, daß in diesem Mangel auch gewisse beachtliche Vorzüge verborgen sind. Sie liegen einmal darin, daß die Lehrpläne auf eine sparsamste Beschränkung des möglichen Unterrichtsstoffes bedacht sein müssen. Das mag rückschrittlich klingen, hat aber bei der trotz aller noch so ernst gemeinten Einschränkungsversuche noch immer erdrückenden und verwirrenden Fülle des Lehr- und Lernstoffes in den Volksschulen und besonders in den vielgegliederten seine Bedeutung. „Nicht vieles, sondern viel", d. h. gut, lautet eine alte pädagogische Regel; die Landschule muß nach ihr handeln und wird — Erfolge haben. Und zum andern: Manch ein kleiner Pfiffikus wird, während der Lehrer die Größeren unterrichtet und er sich mehr oder weniger selbst überlassen ist, einen Weisheitsbrocken aufschnappen, der ihm in einem gegliederten Schulsystem nie zu erhaschen möglich gewesen wäre; und manch Größerer wiederholt in der Dorfschule ungewollt und unbeabsichtigt mehrmals den Lehr- und Lernstoff der jüngeren Jahrgänge, sehr zu seinem Nutzen. Und so kommt es, daß, wenn ein halbwegs aufgeweckter Bauernjunge seine Schule verläßt, er ein zwar einfaches, aber sehr solides Bildungsfundament in sich trägt, auf das er im Berufsleben weiterbauen kann.

Es hat einmal eine Zeit gegeben — und sie liegt uns noch gar nicht so sehr fern —, da war die Landschule nahe daran, selber an ihre Minderwertigkeit zu glauben. Als nämlich der „Bildungsfimmel" und das „Berechtigungsunwesen" ihre tollsten Blüten trieben; als es ohne „Einjähriges" gar nicht mehr ging oder doch wenigstens nicht ohne Abgangszeugnis aus der Aufbauklasse einer gehobenen Volksschule; als in den Städten die Schulpaläste entstanden, als an innerer Ausstattung seiner Schulen eine Stadt die andere übertreffen wollte. Da schaute der Dorflehrer auf seine Schule und ihre Enge; da dachte er an seine Kämpfe mit den Dorfgewaltigen um jeden Pfennig für die allernotwendigsten Lehrmittel, da verzweifelte er an seinen, ihm ach so klein scheinenden Unterrichtserfolgen. Und da versuchte man etwas Grundverkehrtes, Sinnwidriges zu tun; man versuchte nämlich, die Lehrstoffauswahl und die Lehrweise der Dorfschule der der Großstadtschule — diese als einzig erstrebenswertes Ideal gesehen — anzugleichen. Und — erlitt Schiffbruch mit diesem Bestreben. Man übersah nämlich, daß, wie Stadt und Land im Kulturleben eines Volkes besondere, deutlich unterscheidbare Aufgaben haben, solche auch ihren Schulen von Natur aus zugewiesen wurden. „Das Land erzeugt — die Stadt verzehrt." Das Land ist die Quelle, aus der leiblich und seelisch gesunde Menschen immer wieder strömen, aus der sich unser Volk ständig erneuert. Die Stadt nimmt diese schaffenskräftigen Menschen auf, gleicht sie sich an, zehrt sie gewissermaßen auf (allerdings nicht, ohne auch ihrer-

An meine Mutter

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht
Von deiner Liebe, deiner treuen Weise.
Die Gabe, die für andre immer wacht,
Hätt' ich so gern geweckt zu deinem Preise.

Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr,
Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
Des Herzens Fluten wallten drüber her,
Zerstörten mir des Liedes zarte Wellen.

So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,
Und meine ganze Seele nimm darin;
Wo man am meisten fühlt,
weiß man nicht viel zu sagen.

Annette von Droste-Hülshoff

seits durch sie wieder Güter zu erzeugen, materielle und geistige). So ist die Landschule der Jungborn unseres gesamten Geistes- und Bildungswesens. Das durfte nie vergessen werden. Und daraus ist zu folgern, daß die Landschule nicht als ein beklagenswertes Gebilde im Schatten der Großstadtschulen zu werten ist, sondern als eine an sich gleichwertige Bildungsanstalt, die ihre Bildungsarbeit nach ihr eigenen Gesetzen zu leisten hat. Darum will es die heutige Dorfschule gar nicht der Stadtschule gleichtun; sie will Heimatschule sein und die ihr anvertrauten Kinder die Heimat erleben lassen, will sie ertüchtigen für die ihr im Staats- und Volksleben zugewiesene besondere und wahrlich nicht geringe Aufgabe. Und verdient es schon deshalb nicht, über die Achsel angesehen zu werden.

Auch der Dorfschullehrer verdient es nicht. Was für Vorstellungen über ihn, seinen Bildungsgang und seine Arbeit man doch da und dort noch begegnet! Um „bloß" Dorfschullehrer zu sein, brauche man weniger Vorbereitung auf den Beruf, brauche man weniger Befähigung, genüge ein geringeres Wissen und Können, hört man sagen. Und wenn dann irgendwo so ein durch keinerlei Sachkenntnis getrübter Beurteiler die nähere Bekanntschaft eines Dorfschullehrers macht und höchst erstaunt seinen Irrtum erkennt, klopft er dem Verkannten gönnerhaft auf die Schulter und meint: „Sie sind viel zu schade zum Dorfschullehrer." Und bekennt sich damit ungewollt weiter zu seinem Vorurteil.

Woher dieses stammt? Nun es spukt noch allenthalben unbewußt die Karikatur des Dorfschulmeisters von ehemals; das Lied vom armen Dorfschulmeisterlein ist noch nicht endgültig verklungen. Und gar zu leicht verdichten sich seine gutmütig-läppischen Verse zu konkreten Vorstellungen.

Man belächele und bespöttele sie nicht, diese alten Schulmeister. Sie waren oft wahre Meister in ihrem Fach. Geistig und materiell abhängig von politischen und kirchlichen Machthabern, leisteten sie in für unsere heutigen Begriffe mehr als überfüllten Klassen schier Uebermenschliches. Und, immer in materieller Sorge, lebte

in ihnen dennoch der Funke einer Sehnsucht nach Höherem, nach dem Höchsten und Letzten. Und, eingezwängt in die Fronde härtester Berufsarbeit, fanden sie dennoch Zeit, den Funken eines höheren Seins, der in ihrer Brust glomm, auch bei andern zu entfachen. Sie machten mit ihrer Berufsarbeit nicht halt an den Pforten des Schulhauses. Oft verkannt und oft darum gescholten, wurden sie zu Kulturträgern und Wegbereitern in ihren Dörfern; die Dorfschule wurde durch sie der Mittelpunkt allen geistigen Lebens auf dem Lande.

Der alte Schulmeister ist nicht mehr. Seine Daseinsbedingungen, seine seltsamen handwerklichen Unterrichtsmethoden gehören längst der Geschichte an. In den Generationen, die nach ihm seinen Platz einnahmen, lebt aber das fort, was gut an ihm war: die Berufstreue, die Sehnsucht nach Erkenntnis und das Gefühl einer tiefinnerlichen Verpflichtung, an den Pforten des Schulhauses ihre Arbeit nicht begrenzt sehen zu dürfen, d. h. dem Dorfe mehr zu sein als ein bloßer Jugendlehrer, vielmehr allerorts da die Hand ans Werk zu legen, wo sie sich als die Berufenen fühlen und es oft auch als einzige sind. Sie wurden dadurch zu Volkserziehern im besten Sinne des Wortes. Nicht, daß sie es sich vorgenommen hätten, „schulmeisternd" das Ortsgeschehen zu beeinflussen: aus einem in ihnen schlummernden instinktgleichen Drang zu helfen und die Umwelt aufwärts zu reißen, wurden sie zu Kulturpionieren.

Je nach Berufung und Neigung setzte der eine den Hebel da, der andere ihn dort an, wurde der eine zum geistigen Führer, der andere zum wirtschaftlichen Berater.

Kommt mit mir in das einsame Heidedorf und seht dort allerorts die Bienenstöcke. Und fragt den ersten besten, der euch in den Weg läuft, wer die Kätner einst die Bienenzucht gelehrt und durch immer neue Zuchtmethoden auf der Höhe gehalten hat. Die Antwort wird lauten: „Unser Lehrer!" Schaut dort in einem andern Ort die Baumschule im Lehrergarten und die edlen Fruchtbäume in den anderswo wenig gepflegten Bauerngärten, und ihr wißt, wer hier am Werke war und ist. Nur der Gedankenlose wird ein Achselzucken haben für solche Tätigkeit, die doch mit der eigentlichen Schularbeit in fast gar keinem Zusammenhange zu stehen scheint. Der Nachdenkende jedoch wird erkennen, daß jene Männer den Sinn ihrer besonderen Aufgabe, Dorfschullehrer zu sein, zu allertiefst erfaßt haben, und folgern, daß sie auch wohl in ihrer Schulklasse wackeres leisten.

Wer mag schon einmal Betrachtungen darüber angestellt haben, welch eine Fülle hygienischer Belehrungen und Anregungen aus dem Dorfschulhause kamen? Wo wird die Notwendigkeit von Luft und Licht auf dem Dorfe denn sonst noch täglich gepredigt?! Wo werden denn sonst noch die Aborte regelmäßig desinfiziert, wo sonst noch das Trinkwasser regelmäßig auf seine gesundheitliche Beschaffenheit untersucht?! Wer zeigte zuerst, daß Krankheiten zu verhüten besser ist als Krankheiten zu heilen?! Wer holte frühzeitig und in jedem Falle den Arzt, ohne es erst mit Quacksalbereien oder gar den Besprechungen „weiser Frauen" zu versuchen?! Im Schulhause geschah es, und der Lehrer tat es. Er führte mit Erfolg den Kampf gegen den Wahnwitz mittelalterlichen Aberglaubens, und er war oft der einzige, der die praktischen Handgriffe der ersten Hilfe bei Unglücksfällen verstand.

Der Landlehrer ist in seinem Dorfe die neutrale Persönlichkeit. Durch seine Schule und Hände sind sie alle gegangen, der Sohn des reichen Bauern sowohl wie das uneheliche Kind der Stallmagd. Wie oft wurde er zum Schlichter sozialer Meinungsverschiedenheiten angerufen. Und oftmals vermochte er durch sein Wissen um die Seele seiner dörflichen Volksgenossen zum Mittler zwischen Kultur und Menschentum in seinem Orte zu werden. Sein Rat wird auch in geschäftlichen Dingen häufig erbeten, und manches Schriftstück an den Landrat, an die Steuerbehörde oder an die Versicherungsanstalt stammt aus seiner Feder.

Daß heimatliches Brauchtum nicht der Vergessenheit anheimfiel, daß vorgeschichtliche Funde gerettet und dem zünftigen Forscher zugestellt wurden, daß die Böden der Bauernhäuser nach Urkunden und Urväterhausrat durchstöbert, daß mündliche Ueberlieferungen aufgezeichnet wurden, daß die alten Flurnamen der Nachwelt erhalten blieben, verdanken die Dörfer fast ausschließlich ihren Schulen. Die Dorflehrer schrieben die Geschichte ihrer Orte und versuchten sie durch die Gründung von Heimatmuseen lebendig zu veranschaulichen. Und dies schon zu einer Zeit, ehe das Gewissen des gesamten Volkes für diese Dinge wachgerüttelt wurde, und oft unter bedenklichem Kopfschütteln der Dörfler.

Von der Schule und von seinem Lehrer aus und von den von ihm gegründeten und verwalteten Büchereien fand das gute Buch Eingang in die Jugend und auch in die ländlichen Familien. Der Gesangverein des Dorfes wurde vom Lehrer ins Leben gerufen und wird von ihm geleitet, und vielfach war eine Vereinsgründung auf dem Lande ohne den Lehrer gar nicht denkbar. Das hat ihm häufig den Vorwurf der „Vereinsmeierei" eingetragen. Mit Recht? Ganz gewiß nicht. Es ist der innerlich gespürte moralische Zwang, der Idealismus, der nicht totzuschlagen ist, der ihn veranlaßt, seine Abende den Vereinen zu opfern. Und er brauchte nicht gerufen zu werden, er war einfach da, als der neue Staat jeden Ort und jeden Volksgenossen vor neue Aufgaben stellte, sei es im Dienste der Partei selbst, sei es in der Volkswohlfahrt, im Winterhilfswerk, im Luftschutz oder ähnlichem. —

Kein Lehrer darf bloßer Stundenhalter sein, keine Schule die bloße Vermittlerin von Kenntnissen und Fertigkeiten, ihre Aufgaben enden nicht am Zaun des Schulgrundstückes. Von der Dorfschule möchte man fast behaupten, ihre größeren beginnen erst jenseits des Zaunes. Sie werden nicht um äußeren Dankes willen geleistet — der bleibt fast immer aus! —, sondern aus der selbstverständlichen Berufs- und Pflichtauffassung, für die die Welt einmal das Wort „preußisch" prägte. —

Ist es da noch eine große Frage, daß aus einer solchen Schule und aus einer solchen Atmosphäre Jungen hervorgehen können, ja geradezu hervorgehen müssen, die es im Leben zu etwas bringen?!

Die Großstadt entdeckt ihr Herz

Von Dr. M. Bubenzer

4 Aufnahmen Stadt-Archiv Essen

Freudig erinnert sich der seiner Jugend, dem das Glück zuteil wurde, sie auf dem Lande zu verleben. Die Verbundenheit mit der Natur liegt nun einmal in unserm Blut. Es ist eine Sünde wider unsere Natur, wenn nicht alle Möglichkeiten erschöpft werden, um dem Kinde Licht, Luft und Bewegungsfreiheit zu verschaffen.

Mir war das Glück beschert, mit meinen Gespielen Feld, Wald und Wiese zu durchstreifen, zu lachen, zu singen, zu springen und nach Herzenslust zu tollen. Ich entsinne mich des Tages, da mir zum Bewußtsein kam, die schöne Zeit der Ungebundenheit ist bald dahin. Die Pflichten häuften sich. Die Eltern achteten strenger auf pünktliche Erledigung der Schularbeiten. Ich sah mich aus dem Kinder-Paradies vertrieben. Heiß stieg es in mir empor, glaubte ich doch, ich würde das nicht überstehen. Die Umstellung überwand ich zwar, aber ein Paradies verlor ich doch. Diese Empfindung müßte eigentlich jedes Kind mit sich ins Leben nehmen, wenn es naturgemäß aufwächst. Tausende von Kindern lernen leider die Freiheit in Gottes Garten nicht kennen. Sie leben dahin, beengt von den Mauern ihrer Mietshäuser, deren Schatten sich schon früh wie ein Alp auf sie legt und sie der körperlichen Frische beraubt.

In der Vorkriegszeit machten sich die Väter der Großstädte kein Kopfzerbrechen darüber, wie sie den Kindern mehr Bewegungsfreiheit schenken könnten. Das Problem war nicht so dringend, weil der Verkehr noch keine gefahrdrohenden Formen auf der Straße besaß.

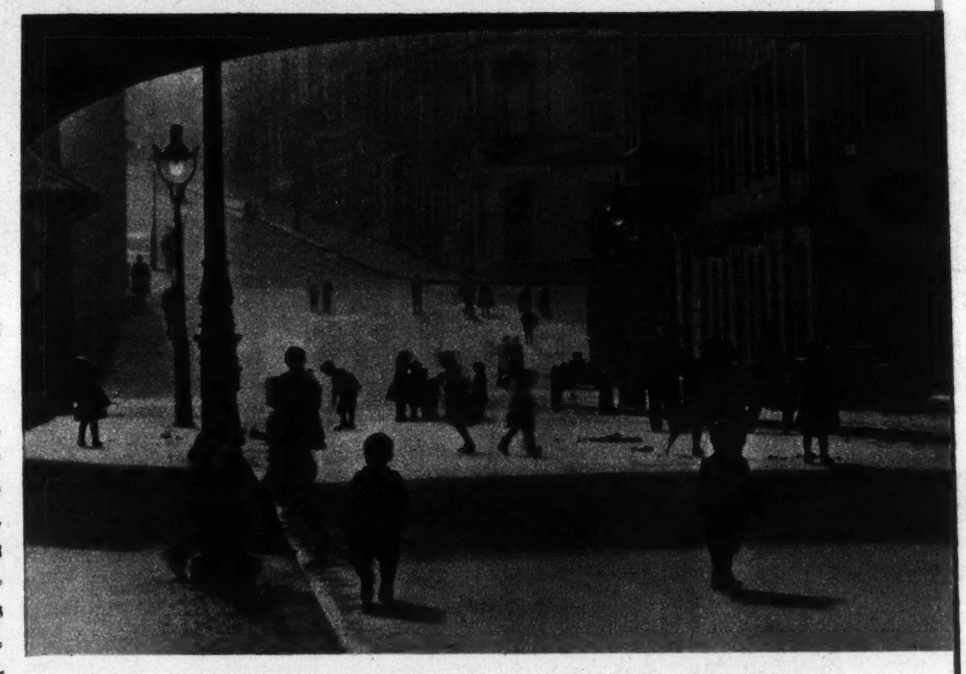
Nur für ein paar Augenblicke lassen die hohen Häuser die Sonnenstrahlen durchfallen – wie sollen die Kinder da kindlich bleiben?

Erst die Nachkriegszeit mit der drängenden Not und dem täglich sich steigernden Betriebe auf den Straßen lenkte die Aufmerksamkeit zwangsläufig auf die Hebung und Erhaltung der Volksgesundheit und machte auf die notwendige Betreuung unserer Jugend aufmerksam. Zwar geschah lange nicht genug. Zum größten Teil mußten die Kinder der Großstadt ihre Freizeit auf den toddrohenden Straßen verbringen. Nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus wurde das auch in der Ruhrstadt Essen anders. Der Oberbürgermeister schenkte der Jugend in Erinnerung an die Bewegung in seiner eigenen Jugendzeit, die er in der herzlosen Großstadt verbrachte, Spielplätze und — etwas ganz Neues — S p i e l s t r a ß e n. 180 Spielplätze sind





Wenn diese Spielstraßen auch nicht das Paradies der Kinder bedeuten, so ist mit diesem mutigen Anfang doch das erreicht: Die Kinder bleiben vor den mörderlichen Gefahren des Verkehrs bewahrt



inzwischen in den Bezirken der Stadt entstanden, die den Kindern bisher die geringste Bewegungsfreiheit erlaubten. Viele von ihnen stellen heute schon Idylle dar. Sträucher und Bäume umkränzen sie; Planschbecken laden im Sommer zum erfrischenden Fußbade ein; in Sandgruben bauen die Kleinen Burgen, ziehen Gräben oder backen ihre Sandkuchen. Zwischen den Jungen entspinnt sich ein lustiger Reiterkampf; sie ringen und boxen nach großen Mustern, wobei es manchmal heiß hergeht. Die Mädel tanzen ihre Ringelreihen, springen Seilchen, haschen nach Bällen, wirbeln sie durcheinander und bringen es zu einer beachtlichen Kunstfertigkeit. Es ist eine Lust, die Kleinen überall mit leuchtenden Augen hantieren und schaffen zu sehen. So eröffnet sich für sie ein bisher verschlossenes Paradies. Sie schöpfen hier die so dringend notwendige Freude, straffen, spannen und entspannen die Muskeln. So erhält der Körper sein Recht, und damit wächst auch die geistige Spannkraft.

Mit dem Ausbau von Spielplätzen schenkte die Großstadt Essen aber ihrer Jugend nur ein Zipfelchen vom Himmelreich der Landkinder. Der Raum genügte noch nicht, um allen Gelegenheit zu geben, Herz, Lunge und Muskeln auf stärkere Proben zu stellen. Neuerdings werden daher Straßen in den verschiedensten Vierteln der Stadt für den Verkehr völlig oder zum Teil gesperrt und der Jugend zum Spielen erschlossen. Ein Teil der Straßen wurde nach Prüfung der Verkehrsverhältnisse als „gesperrte Spielstraßen" bezeichnet, während man in anderen Straßen nur „Achtungsschilder" anbrachte, um Autos zu einem möglichst vorsichtigen Fahren zu veranlassen.

Als gesperrte Spielstraßen hat der Polizeipräsident inzwischen 18 Straßen bezeichnet. Sie sind an den verschiedenen Tagen nach einem bestimmten Programm für Stunden gesperrt. Vor Beginn der Spielzeit werden bewegliche Schilder aufgestellt und nach der Beendigung wieder entfernt.

Ein lustiges Treiben entwickelt sich auf diesen Spielstraßen. Die Kinder holen ihre Roller, Rollschuhe und Fliegenden Holländer. Eine Gruppe spielt Schlagball, Fußball oder Handball, eine andere, je nach der Jahreszeit, Fangen, Verstecken und ergeht sich in all dem bekannten herzstärkenden, körperermüdenden und doch wieder stählenden Zeitvertreib, den jeder von uns kennt.

Mit der Eröffnung der Spielstraßen ist jedem Kind in jedem Stadtteil endlich die Möglichkeit geboten, sich einige Stunden ungefährdet draußen zu tummeln.

Die herzlose Großstadt hat ihr Herz entdeckt. Sie pflegt von nun ab das kostbarste Gut, das wir besitzen und rettet damit manche jener zarten Blumen, die früher infolge mangelnder Betreuung in frischer Luft zuerst welk und bleich wurden und dann langsam dahinsanken. Schon lange sind viele Gärtner bei der

Hand, um das ins Leben hineinwachsende junge Völkchen in der richtigen Weise zu hegen: Eltern, Lehrer, Erzieher, Aerzte, HJ.-Führer und BDM.-Führerinnen. Die Großstadt öffnete bisher ihr Herz allein nur dem Verkehr und opferte damit schuldlos manches junge Blut. Die Einführung von Spielstraßen bietet einen neuen Ausblick für das Gebot, vor allem das Heimatgefühl in den Kindern zu verankern. Das kann nur geschehen durch herz- und gemütvolle Leitung.

Heimat ist für Großstadt-Kinder bisher nur die Erinnerung an Häuser-Reihen, Straßen mit wogendem Verkehr und enge Räume gewesen. Sie muß werden zur Erinnerung an eine Welt, die der Jugend offensteht. Heimatgefühl wird heute mehr denn je geweckt, wenn die Jugend auf Fahrt geht, wenn sie durch Städte, Dörfer, Wiesen, Wälder und Felder kommt, und die Lieder einer Jugend in sich aufnimmt, in denen der Glaube an Deutschland aufflammt. Es muß sich aber auch entzünden in Erinnerung an die Großstadt. Ihre steinernen, steifen Züge können das Lächeln einer freundlichen Betreuerin annehmen, wenn sie alles getan hat, um die Jugend von der lastenden Enge zu befreien, alle Tummelplätze zu öffnen, die sie zur Gesundung und Stärkung seelischer Kräfte nötig hat. Nur so wird die Jugend es lernen, auch die Großstädte als Heimat zu lieben. Mit dem Heimatgefühl aber wächst der Glaube an Deutschland.

Wenn ein Kind schlecht schreibt . . .

Wenn ein Kind schlecht schreibt, so wird dies wohl nur in den seltensten Fällen an der Schule liegen; meist sind schlechte oder in irgendeiner Weise unangenehm auffallende Kinderschriften Ausdruck von seelischen oder auch körperlichen Störungen der betreffenden jugendlichen Schrifturheber. In wohl allen Fällen aber bereitet eine schlechte Schrift den Eltern Aerger und Sorge. Denn sie wissen, daß der Schlechtschreiber später einmal in viele Berufe nur schwer Eingang findet oder nur schlecht vorwärts kommt, da der Schönschreiber ihm sozusagen immer um eine Nasenlänge voraus ist. Mit Güte und mit Strenge, mit Ermahnungen oder Drohungen versuchen sie darum, ihr Kind dahin zu bringen, daß es schöner schreibt. Meist umsonst! Denn so unterschiedlich die Umstände und so schwerwiegend oft die Ursachen des schlechten Schreibens bei den einzelnen Kindern sind, so verschieden und im einzelnen Falle wohlüberlegt müssen die Eltern — möglichst in Zusammenarbeit mit dem Lehrer — die schlechte Schrift ihres Kindes bekämpfen. Wie dies je nach der Eigenart der schlechten Schrift am zweckmäßigsten geschieht, soll im folgenden an Hand einiger Schriftbeispiele kurz dargestellt werden.

Die erste Schriftprobe stammt von einem zwölfjährigen Knaben und zeigt eine zittrige, verhältnismäßig druckarme und unregelmäßige Schrift mit ausfahrenden oder überflüssigen Zügen, verschiedenen Strichunterbrechungen und Verschreibungen. Das Zusammentreffen all dieser Schriftmerkmale läßt darauf schließen, daß die Nerven dieses Kindes stark überreizt oder geschwächt sind. Ermahnungen und Strafen sind in diesem Falle zwecklos, da sie die Nervosität des Kindes meist nur noch steigern. Nur längeres Ausspannen (Erholungsaufenthalt!) und das Fernhalten nervenaufpeitschender Sensationen vermögen den allgemeinen Gesundheitszustand und die Schrift des Kindes zu heben. Wo dies nicht möglich ist, lasse man — nach Rücksprache mit dem Klassenlehrer — das Kind wieder eine Zeitlang in Linien schreiben. Die Schrift gewinnt dadurch oft merklich an Halt und Ansehen. Ganz ähnlich sollten sich die Eltern verhalten, wenn ein Kind, das immer regelmäßig und schön geschrieben hat, plötzlich in seiner Schrift Anzeichen von Nervosität aufweist, wie sie die Abb. 1 zeigt. Fällt eine solche Schriftverschlechterung in eine Zeit starker geistiger oder körperlicher Anspannung, etwa vor Prüfungen oder nach übermäßiger Sportausübung, so ist sie ein untrügliches Anzeichen geistiger oder körperlicher Erschöpfung infolge von Ueberanstrengung. Besucht das Kind etwa die höhere Schule, so ist unter Umständen von den Eltern eine Wegnahme von der Schule zu erwägen; denn die Anforderungen, die besonders in geistiger Beziehung in höheren Schulen an die Schüler gestellt werden, wachsen ja mit jedem weiteren Jahr und übersteigen die Kräfte vieler nicht gut begabter Kinder.

Abbildung 1

Ist die Schrift wie in Abb. 2 (Schriftprobe eines elfjährigen Knaben) verhältnismäßig regelmäßig, aber sehr druckarm, klein und nach links geneigt („haltlos"), so zeugt sie von allgemeiner Körperschwäche, Blutarmut und daraus sich ergebenden Minderwertigkeitsgefühlen. Eine Kräftigung der Gesundheit am besten durch einen längeren Landaufenthalt wird auch bald zur Kräftigung und Besserung der Schrift führen.

Abbildung 2

Neben den allgemeinen Störungen des Gesundheitszustandes können auch organische Leiden die Kinderschrift ungünstig beeinflussen.

Mißfällt die Handschrift eines Kindes durch Verkleckungen und Verschmutzungen sowie durch Verbiegungen besonders der Ober- und Unterlängen und außerordentlich unregelmäßigen, teilweise übermäßig starken Druck — etwa wie Schriftprobe 3 —, so können Störungen der Blutzirkulation oder der Darmfunktionen vorliegen. Schwinden diese Schriftmerkmale nicht bald wieder oder schwächen sie sich nicht wenigstens merklich ab, so ist eine ärztliche Untersuchung des betreffenden Kindes anzuraten. In unserem Falle vermochten erst die ärztliche Behandlung eines Darmleidens und im Anschluß daran ein längerer Erholungsaufenthalt in einem Kinderheim die Gesundheit und damit auch die Schrift des blutarmen

Abbildung 3

Abbildung 4

Kindes erheblich zu bessern. Schriftprobe 4 ist von dem zehnjährigen Knaben nach Rückkehr aus dem Kinderheim angefertigt worden.

Neben der Hand sind die Augen am meisten an der Entstehung der Schreibschrift beteiligt. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß manche Schriftverschlechterung gerade bei Kindern auch in Augenkrankheiten ihre Ursache haben kann. So können Erschöpfungszustände der Augen, insbesondere der Augenmuskeln, oder eine noch nicht erkannte Weitsichtigkeit die Schrift des Kindes beeinträchtigen. Die zittrigen Züge, Verbiegungen und Zeilenüberschreitungen der an sich mit Sorgfalt ausgeführten Schriftprobe 5 (Urheber ein 8½ Jahre altes Mädchen) haben ihren Ursprung in skrofulösen Trübungen der Hornhaut und den damit verbundenen erheblichen Sehstörungen. In allen diesen Fällen ist Beratung durch einen Augenarzt notwendig.

Abbildung 5

Die sechste Schriftprobe stammt von einem achtjährigen stammelnden Knaben. Die Sprech- wie auch die offensichtliche Schreibhemmung sind durch die Linkshändigkeit des Kindes bedingt. Diese bewirkt bereits im ersten Schuljahr von den ersten Schreibübungen ab vielfach recht holprige, unregelmäßige

Abbildung 6

und ausfahrende Schriftzüge, so daß das Schriftbild im ganzen unharmonisch, zerstückelt und ungeschickt wirkt. Außerdem besteht häufig die Neigung, gewisse Buchstaben und Zahlen (z. B. N, Z, 3, 9) in Spiegelschrift darzustellen oder die Zeilen von rechts nach links zu schreiben. Aufmerksame Eltern erkennen gewöhnlich die Linkshändigkeit ihres Kindes, die auf einer stärkeren Durchblutung und dadurch kräftigeren Ausgestaltung der linken Körperhälfte beruht und eine größere Geschicklichkeit der linken Hand bedingt, schon daran, daß dieses gern mit der linken Hand malt oder schreibt. Ganz falsch wäre es nun, das Kind darob barsch zurechtzuweisen oder gar die Linkshändigkeit als etwas Minderwertiges hinzustellen. Denn sie verstärken damit nur die Unsicherheit ihres Kindes, vermehren dessen Schreibhemmungen und legen — wie in unserem Falle — oft erst den Grund zu irgendwelchen Sprachstörungen oder gar zur Schwererziehbarkeit. Verständige Eltern werden vielmehr nach Rücksprache mit dem Lehrer das Kind zunächst abwechselnd mit der linken und der rechten Hand schreiben und malen lassen und hin und wieder lobend feststellen, daß es mit der rechten Hand bald ebenso schön schreiben könne wie mit der linken. Sie beugen damit nicht nur einer vorzeitigen Ent-

Abbildung 7

mutigung vor, sondern geben ihm sogar noch einen wirksamen Ansporn zur Bemeisterung der für den Linkshänder doppelt schweren Aufgabe des Schreibenlernens. Den Lohn solcher Geduld zeigt Abb. 7 Diese Schriftprobe ist von dem gleichen Kinde zwei Jahre später geschrieben worden. Mit den Schreibhemmungen waren überdies auch die Sprachhemmungen inzwischen nahezu behoben worden.

Abbildung 8

Eine besonders unregelmäßige, vernachlässigte und häßliche Schrift zeigt die Abb. 8. Sie stammt von einem zwölfjährigen durchaus nicht unbegabten, aber schwer erziehbaren, psychopathischen Knaben, der durch Lügen und Stehlen, sexuelle Neugierde und wiederholtes Schuleschwänzen und Herumtreiben eine stete Quelle des Aergers für Eltern und Lehrer darstellt. Mit ihren harten, druckreichen und nach rechts abbiegenden Schriftzügen macht die Schrift einen ähnlich widerspenstigen, disharmonischen Eindruck wie das Verhalten dieses schwer lenkbaren Knaben selbst. Da die Psychopathie eine angeborene Charakterstörung ist, wird die Handschrift solcher Kinder durch gütliche Ermahnungen oder strenge Strafen gewöhnlich nur wenig gebessert. In schweren Fällen vermag vielmehr nur eine möglichst früh einsetzende heilpädagogische Behandlung dauernde Leistungsbesserungen zu erzielen.

Abbildung 9

Auffällige Schriftverschlechterungen sind häufig bei Kindern im zwölften, dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahre zu verzeichnen. Sie hängen mit dem Eintritt des Kindes in die Geschlechtsreife zusammen. Abb. 9 gibt eine solche typische „Pubertätsschrift" eines vierzehnjährigen Mädchens wieder. Sie zeigt Druckschwellungen, Verbiegungen der Ober- und Unterlängen, sowie eine eigenwillige, bizarre Buchstabengestaltung. Mit ihren Unregelmäßigkeiten und ihrer Unruhe ist sie ein getreues Spiegelbild der seelischen Verwirrtheit und Unsicherheit der in dem revolutionärsten Entwicklungsabschnitt ihres Lebens stehenden Jugendlichen. Zur Beunruhigung liegt für die Eltern meist kein Anlaß vor. Mit dem Abklingen der Pubertätskrisen schwinden aus der Schrift auch allmählich wieder die Merkmale der Unruhe und Unausgeglichenheit. Nur wo die Handschrift nach längerer Zeit eher noch unregelmäßiger und bizarrer wird, ist Gefahr im Verzuge. Denn möglicherweise im Keime bereits vorhandene organische oder Geisteskrankheiten pflegen nicht selten während der Reifezeit zum Durchbruch zu gelangen und sich auch durch die Handschrift anzukündigen.

Abbildung 10

Zum Schluß wollen wir jedoch nicht vergessen darauf hinzuweisen, daß nicht jede schlechte Kinderschrift so schwerwiegende Ursachen wie die bisher gekennzeichneten Schriftproben zu haben braucht. So zeigt die Abb. 10 als Ausschnitt aus einer häuslichen Arbeit eine flüchtige, an Verschreibungen und vernachlässigten Buchstabenformen reiche Schrift.

Die Schriftprobe 11 ist von dem gleichen Kinde und fast zur gleichen Zeit, jedoch in der Schule angefertigt worden. Sie ist im Gegensatz zur ersten

Abbildung 11

Probe sauber und regelmäßig gestaltet und beweist, daß das Kind bei etwas gutem Willen recht schön schreiben kann. Daß dies zu Hause fast nie geschieht, kommt daher, daß der Knabe immer nicht schnell genug zu seinen Spielkameraden hinausgelangen kann. Hier hilft deshalb nur ein Mittel: die Eltern dürfen das Kind grundsätzlich nicht vor einer bestimmten Stunde auf den Spielplatz gehen lassen, auch wenn es seine Schularbeiten schon längst fertiggestellt hat. Merkt es auf diese Weise, daß seine Flüchtigkeit ihm nicht den erwünschten Gewinn, sondern viel eher das strafweise Abschreiben der liederlichen Arbeit einbringt, so wird es sich bald auch zu Hause zu einer schöneren Schrift bequemen. Ursache schlechter häuslicher Schrift kann auch die Ablenkung des Kindes durch dauernden häuslichen Lärm in Form von Küchen- oder Nähgeräusch sein. Wie in diesen Fällen ist zur Erzielung einer besseren Schrift auch für Abhilfe zu sorgen, wenn ein Kind fortwährend durch das unruhige Verhalten jüngerer Geschwister beim Arbeiten gestört wird. Die Eltern müssen schließlich auch für eine geeignete Schreibgelegenheit im Hause sorgen. Am zweckmäßigsten ist ein Kinderpult mit schräger Platte und verstellbarem Fußbrett.

Edmund Fischer.

Wie schreiben?

Schnell oder schön?

Von Hans Scheffler

Ich habe eben wieder einmal meinen Bücherschrank aufgeräumt. Jedesmal mache ich Entdeckungen, das heißt, ich treffe alte, längst vergessen geglaubte Bekannte wieder, mit denen ich gern stumme Zwiesprache halten mag über vergangene Zeiten und Menschen. Diesmal war's ein ganz großer Fund, den ich hob: ein Schönschreibheft aus meiner Schulzeit. Da ist's nun wieder! Ein marmorierter Deckel, eine tadellos abgezirkelte peinliche Aufschrift:

Schönschreiben
Hans Scheffler
Klasse VII.

Ich fange an zu rechnen. Wieviel Jahre sind seitdem vergangen? Dreißig — fünfunddreißig werden es etwa sein. So lange ist's her? Ich versuche, mich zu erinnern, aber es will mir nichts einfallen als jener lange dürre Lehrer, der mich verdrosch, weil ich Potsdam mit tz geschrieben hatte. Ich schlage den Deckel um. Da stehen aufmarschiert und fein ausgerichtet die Jugendformen meiner heutigen Schrift, die doch nicht viel aus ihren Anfängen herüber gerettet zu haben scheint. Da grüßt er mich wieder, der Normalduktus einer Zeit, in der die spitze englische Feder Triumphe in Flammenlinien, stehenden, schrägen, liegenden Ovalen und anderen geometrischen Formen feierte. Sieh dort den in hauchdünne Fäden ausgezogenen Haarstrich, die Schwellinie mit dem sanft sich steigernden Druck, der wieder in ein freundliches Dekrescendo übergeht!

Und blitzartig durchfährt mich wieder die schlotternde Angst von ehedem, es könnte ein Fädchen an der Federspitze sein, es möchte wohl der Druck zu früh aus der Feder fließen. Oder ist etwa der obere Linienrand, der mir immer vorkam wie eine zu niedrige, drückende Balkendecke, gar schon überschritten? Fest angegriffen wird der Halter. Die Finger umkrampfen ihn, pressen ihn an sich. Immer wieder die gleichen Kurven, die das Auge umfaßt und abschätzt, als gelte es, eine schwierige Geländefahrt zu bestehen. Das Abweichen von der Norm ist regelwidrig, also falsch. Der Lehrer aber, der hinter uns steht, kennt keine Gnade.

Ich habe einmal die Bekanntschaft eines Standesbeamten gemacht, eines lieben alten Herrn. Natürlich schreibt er den alten Normalduktus mit der spitzigen Feder. Schön, recht sauber sieht das aus, wenn man's fertig vor sich hat. Aber wer diesen Mann, der doch tagaus tagein schreiben muß, beobachtet, wie er jedesmal vor dem Ansetzen krampfhafte Luftschwünge macht, um dann mit seiner Feder unbarmherzig auf dem Papier davon zu stelzen, den überkommt ein Angstgefühl.

Weshalb die heutige Schule den Duktus (schon das Wort ist furchtbar) glatt ablehnt? Nicht, weil das Ergebnis der Schulung schöne, sich auf das Haar ähnelnde Buchstabengardisten sind. Nicht allein, weil die alte Schrift keine Charakterschrift, sondern eine auf das Schreiben übertragene, starre Type war; vielmehr, weil jenes Schreiben eine „geistige und körperliche Folter für Lehrer und Kinder", um mit einem bekannten Reformer zu sprechen, darstellte. Körperhaltung, Handverkrampfung, Schwellinien, das war alles unnatürlich. Aus dieser Schrift konnte sich nur ganz selten eine Eigenschrift, welche die Individualität des Schreibenden spiegelt, entwickeln. Die Kunstformen blieben starr oder wandelten sich nach dem Bizarren hin.

Also, fort mit diesem Duktus!

Aber, ist jeder Vater berechtigt zu fragen, — habt ihr etwas Besseres dagegen zu setzen? Scheinbar doch nicht. Beweis: Handschrift unserer Kinder! Und die schreiben weder schnell noch schön.

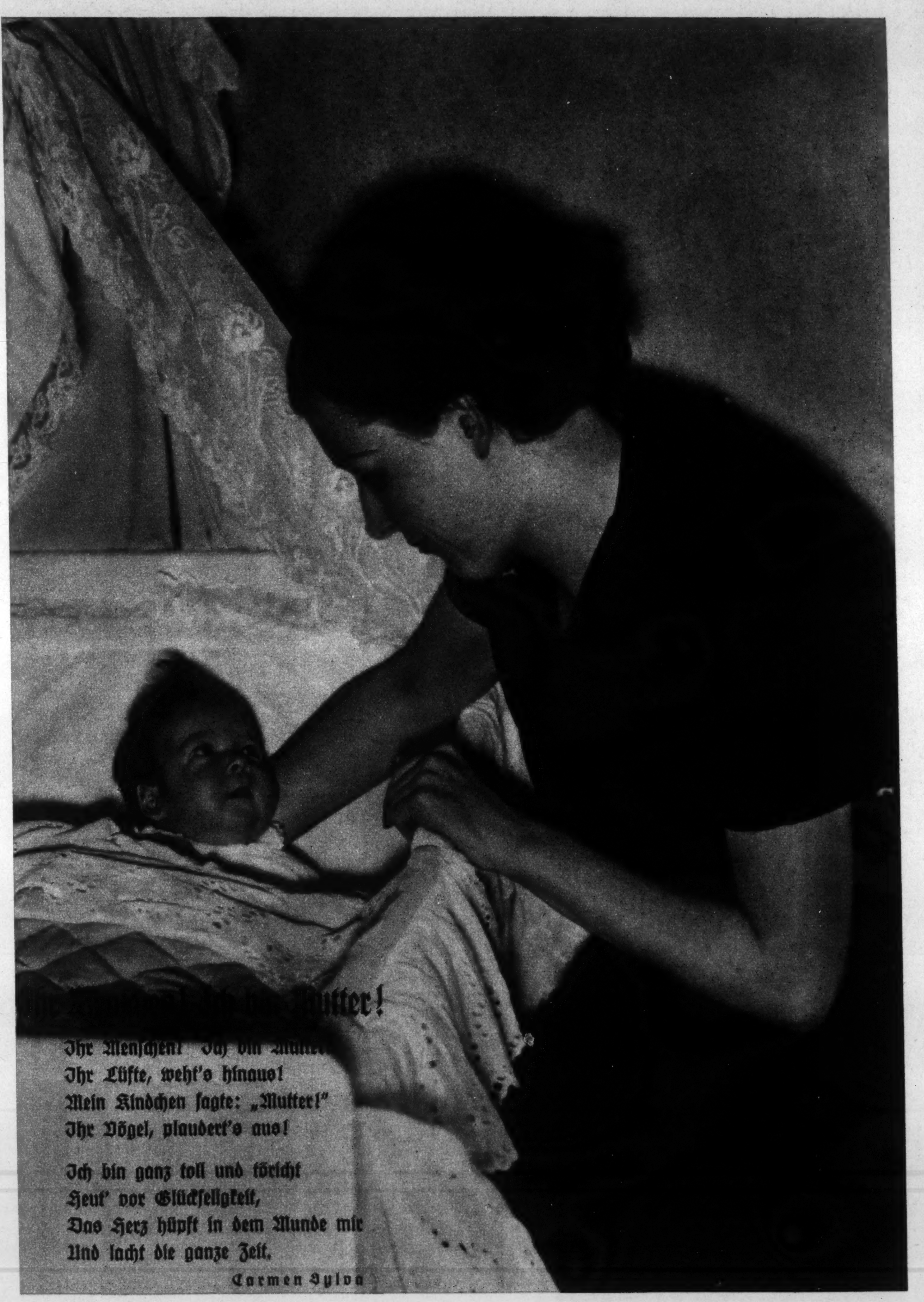
Das muß ich den Vätern und Müttern ohne weiteres zugeben. Die Entrüstung gegen den Normalduktus war eine allgemeine. Man fing an, neue Wege zu suchen. Glänzende Arbeiten, tiefschürfende Versuche und hundert Vorschläge waren das Ergebnis. Einer forderte Schrägschrift, der andere Steilschrift. Einer wünschte Flammen- und Wellenlinien, die der andere ablehnte. Dieser vermittelt feststehende Grundformen, jener fordert, daß der Lernende unter Einschaltung der Schreibbewegung selbständig aus der Antiqua die Schreibschrift als Eigenschrift entwickle. Es gibt Reformer, die das historische Buchstabenbild zugrunde legen, wie es aus alten Handschriften zu uns spricht, andere, die einer von Künstlerhand unter Berücksichtigung psychologischer Momente entworfenen Schrift den Vorzug geben.

Aber die Praxis muß nun einmal greifbare Richtlinien haben, um nicht im Vielerlei zu versinken. Man entschloß sich daher, die Vorschläge Sütterlin's dem Schreibunterricht zugrunde zu legen.

Schön oder schnell — heißt diese Betrachtung. Sind „schön" und „schnell" beim Schreiben Gegensätze? Müssen sie es sein? Ich glaube, daß das Leben beides fordert, wobei man für „schön" auch gefällig sagen kann.

An die Stelle des allzu strengen Normalduktus hat die heutige Schule einen anderen gesetzt, der niemals Schaden in körperlicher Beziehung anrichtet.

Damit kommen wir an den Punkt, der den grundlegenden Unterschied zwischen einst und jetzt kennzeichnet. Der Normalduktus war ein Tyrann für Lehrer und Schüler, die Sütterlinschrift aber, als



Aufnahme Atlantic-Photo

Ausgangsschrift gedacht, ist ein Hilfsmittel. Es liegt in der Hand des Lehrers, diesem einen mehr oder minder breiten Raum zuzuweisen. Hier ist er in der Lage, für das Schreiben an sich zu begeistern und aus der sehr knappen Grundform wird sich je nach Anlage eine Eigenschaft entwickeln, die den Forderungen standhält, flüssig, deutlich und schön zu sein.

Und jetzt: warum schreiben unsere Kinder so schlecht? Das kann nach dem bisher Gesagten viele Gründe haben. Gewiß ist es ein Unrecht, Schreibstunden als wichtige Nebenfächer zu betrachten, um den Drill von einst fortzusetzen. Die Schule von heute hat diesen Zustand überwunden. Schrift als solche steht stark im Vordergrund der Interessen durch die Belebung der alten Kunstschriften. Vielleicht ist es in diesem Zusammenhang gut, einmal zu erwähnen, daß das ästhetische Moment — der Sinn für Schönheit — mehr geweckt werden könnte. Kunsterzieherische Aufgaben sind weder wirklichkeitsfremd noch unpraktisch. Schreiben muß lustbetont werden, dann wird die Schrift schön sein; zuerst für den Schreiber, der ihm gefallende Formen sucht, und dann für den Beschauer, der hier irgend etwas Eigenes ahnt.

Wer sich über die schlechte Schrift seines Kindes ärgert, der sollte zunächst scharf beobachten, ob sie starr oder veränderlich ist. Das letztere weist auf eine Entwicklung hin. Hier muß die Schule helfend eingreifen, wenn sie sich allzu weit vom Natürlichen, Klaren und Formschönen entfernt.

Ich glaube, deutlich genug ausgedrückt zu haben, was unsere Schule von der alten scheidet. Daß es ihr aber oft infolge stofflicher Ueberbürdung an Zeit mangelt, um etwas als richtig Erkanntes mit dem nötigen Nachdruck zum Abschluß zu bringen. Für uns ist das Kind keine Sache. Jede dieser kleinen werdenden Persönlichkeiten fordert ihr Recht zur Eigenentwicklung im Rahmen des gemeinsamen Ganzen. Unsere Kinder werden natürlich schlechter schreiben, als wir es in diesem Alter taten. Während aber bei uns oft die Entwicklung der Schrift mit dem Duktus zu Grabe getragen oder zum mindesten durch ihn gehemmt wurde, befinden sich unsere Kinder, je nach Anlage und Neigung, auf dem Wege zur individuellen Handschrift, die nur mit der Persönlichkeit zugleich wachsen kann.

Erziehung zum Stil

Randbemerkung zum vorstehenden Aufsatz von Dr. M. Krüger

Ich hatte Gelegenheit, Schefflers Aufsatz vor der Drucklegung zu lesen; seine Lektüre veranlaßt mich zu der folgenden kurzen Anmerkung: Schefflers Ausführungen sind geeignet, das, was hier von e i n e m Unterrichtsgebiet gesagt wird, auf die Gesamtheit unserer unterrichtlichen Aufgabe zu übertragen und zwar so: es handelt sich letztlich um die rechte Synthese von Zwang zur Normierung (ohne die keine Gemeinschaftsarbeit möglich ist) und Entfaltung dessen, was wir das Eigene oder Persönliche nennen. Auf dem Gelingen oder Mißlingen dieser Synthese beruht aber im Grunde Erfolg oder Mißerfolg aller unterrichtlichen und erzieherischen Arbeit, um die wir Erzieher, d. h. Lehrer und Eltern, uns bemühen.

Das großartigste Beispiel dafür ist die Sprache; sie ist ja das größte Geschenk der Gottheit an uns; sie ist es, die den Menschen erst zum Menschen macht; denn Denken und Sprechen bedingen sich; eines ist ohne das andere nicht denkbar. Nun ist die Erlernung der Sprache nicht Sache des Einzelwesens wie etwa das Atmen, sondern die Entwicklung der in jedem liegenden Anlage ist geknüpft an die jeweilige Gemeinschaft; das ist zunächst die engbegrenzte der Familie; sie erweitert sich ständig, und in diese immer breiter werdende Sprachgemeinschaft wächst nicht jedes Menschenkind hinein. In jedem Einzelwesen wiederholt sich also gewissermaßen in wenigen Jahren der Jahrhunderte und Jahrtausende währende Prozeß der Gestaltung der Muttersprache. In der Art nun, wie ein Einzelwesen in die Sprachgemeinschaft hineinwächst, und in dem Grade der Selbständigkeit und Vollkommenheit, den es dabei erreicht, liegt auf der anderen Seite sein Anteil und Verdienst an der weiteren Gestaltung der Muttersprache; das bedeutet aber eine ganz wesentliche völkische Aufgabe. So ist also die Spracherziehung einer der bedeutsamsten Teile der Erziehung überhaupt. Das Elternhaus leistet im wesentlichen seinen Anteil an dieser Arbeit unbewußt, und das ist gut so; in der Schule aber wird daraus ein Unterricht, ja geradezu ein „Fach". Die unendliche Schönheit, aber ebenso Schwierigkeit liegt nun — und damit knüpfen wir wieder unmittelbar an Scheffler an — darin, daß es darauf ankommt, das oben geschilderte Geben und Nehmen in das richtige Verhältnis zu bringen; gelingt dem Lehrer solch wahrhaft „lebendiger" Sprachunterricht, so ist die „Sprachlehre" nicht mehr das unbeliebteste Fach, wie das so häufig der Fall ist, sondern die Kinder sind mit Lust und Liebe dabei; sie nehmen ja nicht nur auf, lernen nicht nur „Regeln", sondern helfen gestalten. Es ist unendlich reizvoll zu prüfen, wie man sich in der Grundschule um diese schöne und große Aufgabe bemüht, wie sie in höheren Klassen der Volksschule geleistet wird, wie dann die höhere Schule unter kluger Heranziehung der Fremdsprachen den geistigen Horizont der Schüler erweitert, wie sie mündlich und schriftlich die Ausdrucksfähigkeit bis hin zur Abhandlung zu steigern versucht. Man nennt dieses große Bemühen „Stilerziehung" (im weitesten Sinne des Wortes!). Wir Lehrer sind uns ihrer Problematik wohl bewußt und erfahren immer und immer wieder große Enttäuschungen; aber für alle Mühen finden wir uns belohnt, wenn wir über einen Abiturienten-Aufsatz urteilen dürfen: er wird der gestellten Aufgabe in bestem Deutsch und so gerecht, daß der Aufsatz das Wesen des jungen Menschen widerspiegelt.

Die Stallaterne

Ein Märchen von Erich Kunter.

Sie war bei langer Arbeit in Ehren grau und rostig geworden, die klapprige Stallaterne. Und immer hatte sie sich glücklich und zufrieden gefühlt und so geborgen in der Wärme des Stalles. Ein schönes Leben der Gemeinschaft war das: der Stall schützte gegen die Unbill der Witterung, gegen Schnee, Regen und Kälte. Die Kühe und Ochsen muhten abends gemütlich und gaben sich gegenseitig Wärme; und die Laterne spendete ihr freundliches Licht. So waren Tiere und Gegenstände miteinander vertraut und verbunden, und die Menschen dazu, die hier zu tun hatten: Knechte und Mägde. Sie verstanden die Sprache der Tiere und wußten mit ihnen umzugehen. Und sie verstanden auch, was Stall und Stallaterne ihnen abends beim Melken zu erzählen hatten.

Einträchtig und beschaulich gings so jahraus, jahrein in dem Winkel. Da wurde plötzlich und unerwartet der Frieden gestört — durch die Stallaterne. Zur allgemeinen Ueberraschung führte sie eines Tages Beschwerde in einer Angelegenheit, an die niemand auch nur im Traum gedacht hätte.

„Ich kann meines Lebens nicht mehr froh werden", klagte sie. „Seit ich draufgekommen bin, daß man mir einen Buchstaben abgeschnitten hat, kann ich nicht mehr schlafen und fühle mich immer krank."

„Was hat man dir abgeschnitten?" fragte Lisl, die scheckige Kuh, verblüfft. „Einen Buchstaben. Seht mich doch an: in meinem Namen fehlt ein l. Er müßte eigentlich mit drei l geschrieben werden: Stalllaterne. Denn der Stall hat zwei l, und ich als Laterne habe am Anfang doch auch mein l."

Die Bedauernswerte wurde ob ihres Leidens noch ausgelacht und verspottet. „Dir geht es so wie manchen Menschen", sagte der stallälteste Ochse, „dumm geboren und nichts dazu gelernt! Du solltest wissen, daß nach den Regeln der Rechtschreibung nicht drei gleiche Mitlaute aufeinander folgen dürfen."

„Eben das ist der Unfug", ereiferte sich die Stallaterne. „Man kann das nur als Willkür bezeichnen. Wen stört denn unser dritter Mitlaut?"

„Ja, anscheinend stört er eben den lesenden Menschen", erwiderte der Ochse, „sonst würde er nicht die Bestimmung getroffen haben, einen der drei aufeinanderfolgenden Mitlaute fortzulassen..."

„Der Mensch! Der Mensch!" rief die Stallaterne aufgebracht. „Er will immer das Maß aller Dinge sein! Er bestimmt stets und ständig, wie und was wir sein sollen, wie wir innen und außen beschaffen sein müssen. Und dabei kennt er oft gar nicht unsre Eigenart, unser Wesen und unsre Besonderheiten."

„Das ist richtig", stimmte der Stall zu, „du aber hast am wenigsten Grund, dich zu beklagen. Mit deinem einen l, das du hast einbüßen müssen, wird dir kein Stein aus der Krone fallen. Also gib dich zufrieden! Es ist nur Eitelkeit, die aus dir spricht. Die drei l sind keine Lebensnotwendigkeit für dich. Du willst dich nur damit schmücken."

Diese Zurechtweisung entfachte den Zorn der Stallaterne nur noch mehr. Sie überschüttete den Stall mit Schmähungen und Vorwürfen. „Das ist also der Dank dafür, daß ich hier so lange und treu gedient habe. Kleinlich und eitel wird man genannt. Dabei habe ich meine Belange stets hintan gestellt. Mich selbst verleugnete ich. Denn ich bin ja in erster Linie eine Laterne und bin nur aus lauter Gutmütigkeit und Dienstbereitschaft die Verbindung mit dir eingegangen, Stall. Dadurch verlor ich mein Eigenleben und sogar meinen großgeschriebenen Anfangsbuchstaben. Du aber hast dich prahlend an den Anfang gestellt und mich angehängt, obwohl ich Laterne in der Lebensgemeinschaft ‚Stallaterne' die Hauptsache bin."

So schimpfte sie noch eine Weile fort und niemand konnte sie beruhigen. Am Abend kam sie mit Mitgliedern des ‚Vereins der Wortverstümmelten' zusammen, die ihre Ansprüche auf den fehlenden dritten Mitlaut geltend machten. Da waren sie alle beieinander: der Schnelläufer, der Rolladen, das Bettuch, das Klappolster, die Brennessel, die Schiffahrt, die Schlammulde, das Stilleben und viele andere. Ihr Wortführer war der Schnelläufer. Er hielt eine lärmende Rede, in der er bedingungslos den dritten, ihm und seinen Leidensgenossen geraubten Mitlaut zurückforderte. Schnellläufer, Rollladen, Schifffahrt usw. wollten sie sich schreiben dürfen. Die Versammelten faßten einstimmig den Beschluß, ihre Forderung mit allen Mitteln, auch mit dem der Arbeitsverweigerung, durchzusetzen.

Dementsprechend verhielt sich von da an die Stallaterne. Sie vernachlässigte ihren Dienst, brannte schlecht und schwalchte. Da sagte der Knecht Gottlob eines Tages zu seinem Bauern, der mit in den Stall kam: „Die Stallaterne taugt nichts mehr."

Der Bauer aber wollte die Leuchte nicht fortwerfen und hängte sie in den Kellergang seines Hauses. „So", sagte die Stallaterne triumphierend, „jetzt habe ich meinen Willen durchgesetzt und kann meinen verunstalteten Namen ablegen." Und sie nannte sich von jetzt an ‚Flurlaterne'.

Aber sie freute sich ihres Sieges nicht lange. Der Keller war kalt und häßlich. Die Laterne hing einsam und verlassen da. Sie fühlte sich unglücklich, wurde immer trauriger und schwermütiger. Ihr Licht drang je länger, je schwächer durch das schwarze Dunkel des Kellers. Das lag daran, weil ihr Lebenslicht am Verlöschen war; der Kummer nahm ihr das letzte Leuchten. Da wurde sie eines Tages als gänzlich unnütz auf den Schutthaufen geworfen. Dort lag sie in Verzweiflung und trauerte den schönen Zeiten nach, da sie in ihrem ureigenen Bereich, dem Stall, hatte leuchten dürfen und dabei ein so trauliches Dasein führte. —

Ja, so ist es überall im Leben: mancher stolpert über ein kleines, ihm zugefügtes Unrecht, hadert mit seinem unverdienten, harten Los und kommt an seinem Eigensinn zu Fall, während es besser gewesen wäre, er hätte sich bescheiden und einsichtsvoll in sein vorgeschriebenes Schicksal gefügt und über dem Nebensächlichen nicht das Hauptsächliche vergessen.



Aufnahme Schrammen (Mauritius)

Dein Kind sucht Freunde

Bangen Herzens sehen viele Eltern dem Augenblick entgegen, wo ihrem Einzigen oder Jüngsten die heimischen vier Pfähle zu eng werden. Bei einem Spaziergang oder auch vom Fenster aus sah er ebensolch kleine Bengel wie er ist, wie sich alle zusammen im Sandkasten, im Planschbecken, auf der Wiese beim Purzelbaumschießen oder im Winter beim Schneemannbauen, Schlittenfahren usw. so fein vergnügten. „Mutter, darf ich da auch mitmachen?" Das ist die Frage, vor der sich die Mutter, vielleicht auch der Vater, schon längst fürchtete. Wie schön war's, als man sein Kind immer bei sich hatte, wohl behütet vor Gefahren und vor Unsauberkeiten jeglicher Art! Und jetzt will er mitten hinein?

Wie viele Eltern machen hier große Fehler. Manche halten ihr Kind — ob Junge oder Mädel, ist hier ganz gleich — so lange zurück, als es nur irgend geht. Wenn sie es dann gar nicht mehr aushalten, weil das Kind von Tag zu Tag mürrischer und unzufriedener in den Tag hineinblickt und das „Sonnenscheinchen" eben keins mehr ist, so entschließen sie sich dann doch, dem Kinde die Freiheit zu geben, nach der es lange schon lechzte. Und wenn sie nun vom Balkon aus jeden Schritt ihres Lieblings ängstlich beobachten, dann werden sie sehen können, daß sie zu lange zögerten zu diesem Entschluß.

Denn die anderen, die schon lange auf dem gemeinsamen Spielplatz „Mode" sind, zeigen sich ihrem Kleinen, den sie doch für so begabt hielten, stark überlegen. Die sehen den Neuen von der Seite an, wie er sich ungeschickt gibt; seine eckigen Bewegungen fallen den scharf beobachtenden Kindern auf, sie hänseln ihn vielleicht gar ob seines Ungeschicks, und weinend eilt Bubi von der Stätte, wohin er sich so gesehnt, heim in die Arme der Mutter. „Siehst du, ich hab's doch gleich gedacht, daß das keine Gesellschaft für dich ist!" ruft Mutter aus und hält in Zukunft ihren Liebling umso mehr von den „Rangen da unten" fern, wenngleich Sohnemann immer wieder mal sehnsüchtig nach dem Spielplatze schielt, denn

Kinder vergessen, Gott sei Dank, schnell ihnen zugefügtes Leid.

Hätten jedoch die Eltern ihr Kind beizeiten hinunter gelassen auf den Tummelplatz der Jugend, wie es ihn überall unweit der elterlichen Wohnung gibt, da hätte man ihn vielleicht auch zunächst verlacht, denn jeder muß schließlich mal ein Anfänger, ein Neuer sein, aber er wäre wohl nicht so empfindlich gewesen wie jener oben beschriebene kleine Eigenbrödler, der allzulange daheim festgehalten wurde, und hätte sich bald eingefügt in die neue Gesellschaft. — Kommt dann ein solch Zurückgehaltener, bei Einzelkindern ist's besonders zu beobachten, zur Schule, so hat er da auch größere Schwierigkeiten. Entweder hält er sich immer, auch im Unterricht, schüchtern zurück, oder gegenteilig: er macht, wenn er sich erniedrigt glaubt, von seinen Ellenbogen Gebrauch und wird, trotz seiner ängstlich behüteten Jugend und Tugend, ein Bengel, der es manchmal überhaupt nicht mehr lernt, sich in die Gemeinschaft zu fügen.

Nun werden mir viele Eltern-Erzieher entgegenhalten: „Bedenkt aber auch den Schaden, den die weniger gut erzogenen Spielkameraden anrichten; wie vieles wird eingerissen, was wir erst mühsam aufbauten!" Nur nicht so ängstlich! Sollte euer kleiner Dieter tatsächlich mal etwas mit heimbringen, was euch nicht gefällt, sei es ein böses Wort oder eine dumme Angewohnheit, so wird es eurer Autorität ein Leichtes sein, ihm beizubringen, daß man so nicht sagen oder tun darf. — Und wenn dann euer Kleiner dort auf dem Tummelplatz als Erzieher aufträte? Wäre das nicht hübsch? Wenn er sagen würde: „Du Fritz, so darfst du nicht reden, hat meine Mutter gesagt." Oder: „Pfui, Hans, so etwas tut ein anständiger Junge nicht!" Dann leistet dein Kleiner sogar Aufbauarbeit und trägt nicht nur Vorteile weg. Mit der Zeit würde er sich sicher Achtung verschaffen, und seine Kameraden, die zu Hause nicht so wohlmeinende oder verständige Eltern haben, würden sagen: „Er hat recht!"

Aber es sind dort auf dem Treffplatz natürlich auch solche, von denen euer Junge lernen kann. „Lernen?" höre ich euch voller Zweifel rufen, „das hat er dort wohl nicht nötig!" Bildet euch bitte nicht ein, daß ihr, liebe Eltern, vollkommene Erzieher seid. Kein Mensch kann von sich sagen, daß er vollkommen sei. Irgendwelche Ergänzungen hat Bubi bestimmt nötig, denken wir besonders an praktische Handgriffe. Was für kleine patente Kerle wird er dort kennenlernen; wie handgeschickt sind sie oft!

Ein wichtiger Punkt sei noch erwähnt, der uns moderne Pädagogen heute besonders interessiert: Wenn ihr euer Kind nicht zurückhaltet, sondern es sich Freunde suchen läßt, so wächst es beizeiten in die Gemeinschaft hinein. Wie oft kann und konnte man beobachten, daß ein Jüngling oder junger Mann verächtlich auf junge Menschen herabsieht, die ihm weniger dünken als er. Das sind solche, die in ihrer Jugendzeit immer abgeschlossen wurden von Spielkameraden; die gar nicht Gelegenheit hatten, zu beobachten, wie andere Mitmenschen ebensolch gute Seiten und Vorteile, Können und Leistungen aufzuweisen hatten, obwohl sie einfacheren Standes waren. Er hatte ihre Qualitäten eben nicht schätzen gelernt. Gerade auf dem Spielplatz, wenn die Kleinen in echter Brüderlichkeit ihr Spielzeug austauschen, kommen sie einander immer näher und werden wahre Volksgenossen und bleiben es auch für alle Zeiten, wenn die Erzieher das unterstützten, und wenn keine zersetzenden Elemente einen Keil treiben, was nun gottlob nicht mehr zu befürchten ist.

Seid also vernünftig, Eltern, und laßt eure Kinder beizeiten dorthin, wohin es sie zieht, zum gemeinsamen Tummelplatz. Dann leistet ihr an eurem Teil staatspolitische Aufbauarbeit, wie sie vernünftiger und segenbringender nicht getan werden kann.

Johannes Lange.

O, ein Klecks!



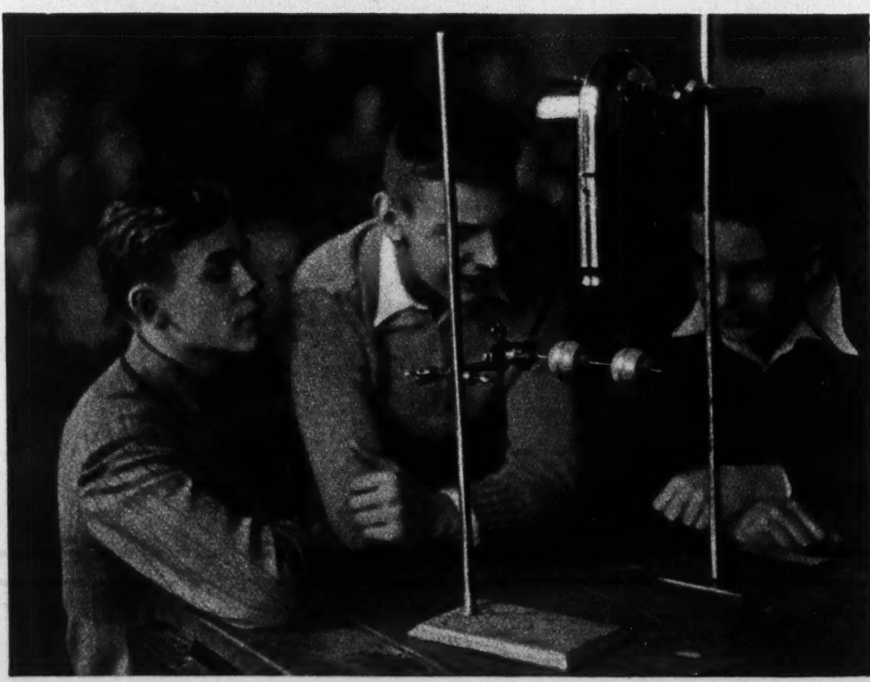
Aufnahme Ewald Welzel
(aus „Glückliche Jugend", Verlag Brehm, Berlin.)

Eine Stunde Flugphysik

Von Walter Schramm

Mit 5 Aufnahmen für die „Reichs-Elternwarte“
von Curt Ullmann





Haben wir nicht alle in unseren Kindertagen Papierdrachen an der Strippe steigen lassen, und sind wir nicht dabei im schnellsten Tempo gegen den Wind gelaufen? Damals dachten wir nicht groß darüber nach, warum das Drachensteigen mit dem Winde nicht gelingen wollte, wir sahen die Kniffe den Aelteren ab und machten es ihnen nach. Heute ist das anders. Bald jeder Pimpf kennt sich schon aus in den einfachsten Grundbegriffen der Flugphysik. Er baut und bastelt selber an seinen Flugmodellen, er hat die Rippen und Holme zurechtgeschnitten, die Tragfläche zusammengesetzt, das Leitwerk am Rumpfstab befestigt, den Schwerpunkt seines Flugmodells ermittelt. Und nun soll es segeln und schweben wie ein Vogel in den Lüften. Der junge Modellbauer macht Flugerfahrungen, die besten meist nach einem Bruch, er lernt die Luft und ihre Strömungen beobachten und erkennen, er läßt nicht locker, bis er es auch so weit gebracht hat wie seine älteren Kameraden.

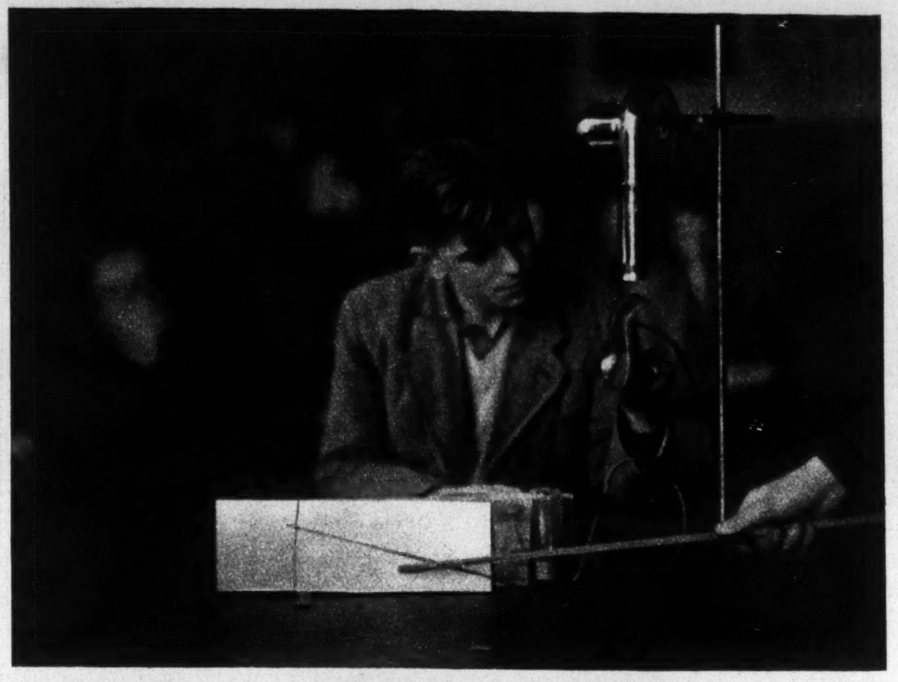
Ein physikalischer Begriff nach dem andern stellt sich ein und wird mit Inhalt erfüllt, manches Gesetz ergibt sich bei den vielfältigen Versuchen. Man muß eben nach den Ursachen eines Versagens, nach den Gründen eines Absturzes forschen, wie will man sonst vorankommen im Modellbau? Und wenn der frischgebackene Tertianer erst weiß, daß im Physikunterricht all die tieferen Zusammenhänge seiner Flugtheorie, die er sich selbst zusammengereimt hat, behandelt werden, dann fragt er fast täglich seinen Lehrer, wann endlich machen wir nun Flugphysik? Eines Tags, wenn genügend Vorkenntnisse gesammelt sind, geht die Physikstunde an mit der Frage: wer weiß, warum ein Flugzeug fliegt? Daß nicht der Motor, sondern die Tragfläche und ein kräftiger Luftstrom die Hauptsache beim Fliegen sind, braucht man einem Modellbauer nicht erst noch groß zu erklären. Die Strömungsverhältnisse der Luft, die um die Flugzeugflügel herumfließt, die gilt es zu untersuchen.

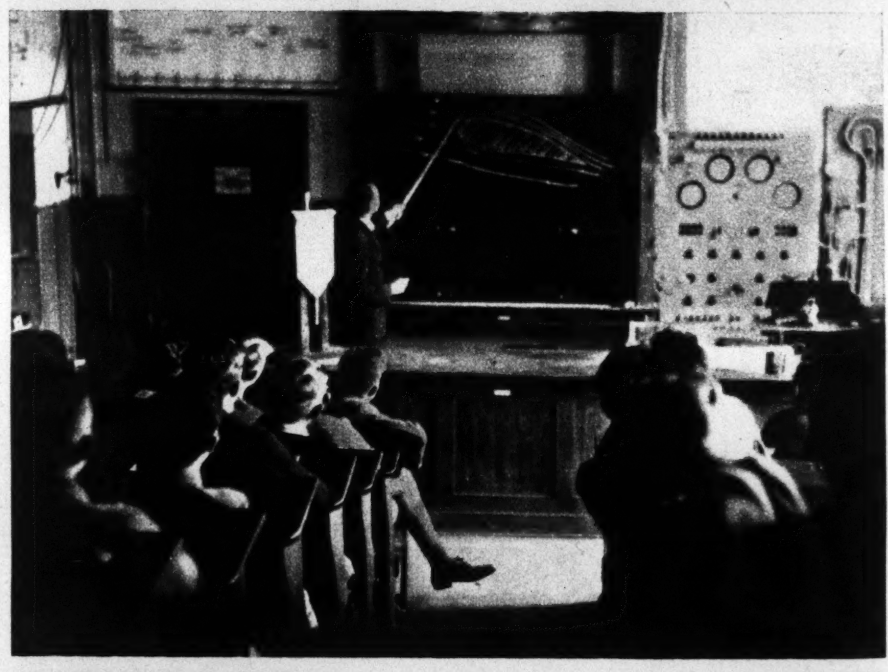
Und das ist der Vorteil dieses jüngsten Unterrichtsgebiets der Physik: großartige, teure Versuchsgeräte sind noch nicht vorhanden — den Schulen stehen keine Mittel zur Verfügung —, die einfachsten Geräte, ein Föhn, selbstgebaute Druckmesser,

Tragflügelmodelle, Luft- und Wasserströmungsapparate erfüllen den gleichen Zweck, und jeder Schüler kann die meisten Apparaturen zu Haus nachbauen und nun selbständig experimentieren. Wir mußten erst arm werden, um zu erkennen, mit wie einfachen Mitteln man zu Erfolgen gelangen kann.

Einige Beispiele: eine einfache gewölbte und beweglich aufgehängte Postkarte ist das anschaulichste Tragflügelmodell. Man bläst an der konkaven Seite vorbei, die Postkarte weicht dem Luftstrom aus; man bläst an der konvexen Seite vorbei und die Karte wird in die Strömung hineingezogen, oder man bläst, wie auf unserm Bild Nr. 1 ein Schüler vorführt, zwischen zwei in einigem Abstand aufgehängte Postkarten, und die Karten schlagen heftig zusammen. Einen ähnlichen Versuch zeigt Bild Nr. 2 mit zwei Tischtennisbällen, die leicht verschiebbar auf einer Stricknadel sitzen; diesmal ist die Lunge der Föhn. In Bild Nr. 3 sehen wir eine Veranschaulichung der Strömungsgesetze an gewölbten Flächen bereits mit Hilfe einiger von Schülern angefertigter Geräte. Die Bahnen der Luftteilchen um einen Tragflügel, die im selbstgebauten „Rauchapparat" (im Bild Nr. 4 links auf dem Tisch) von den Schülern beobachtet wurden, prägen sich durch eine Zeichnung an der Wandtafel und in den Beobachtungsheften der Schüler noch fester ein. An Flugmodellen aller möglichen Bauarten lassen sich im weiteren Fortschreiten des Unterrichts Bedeutung des Leitwerks, Erhöhung der Flugstabilität und viele andere Fragen in anschaulicher Weise klären (Bild Nr. 5). Die Krönung des ganzen Unterrichts ist natürlich der Ausflug in ein Segelfluglager oder gar der Besuch eines großen Flughafens mit einem leider viel zu kurzen Rundflug. Jetzt sieht man die verschiedenen Flugzeugtypen in der großen Flughafenhalle mit ganz anderen Augen an, man gehört ja schon mit zum „Bau".

Schon einmal hat die „Reichs-Elternwarte" in der diesjährigen Märznummer das Thema „Luftfahrt und Schule" behandelt. Der Elternschaft ist somit nicht unbekannt, daß die deutsche Luftfahrt Nachwuchs braucht für alle auf dem





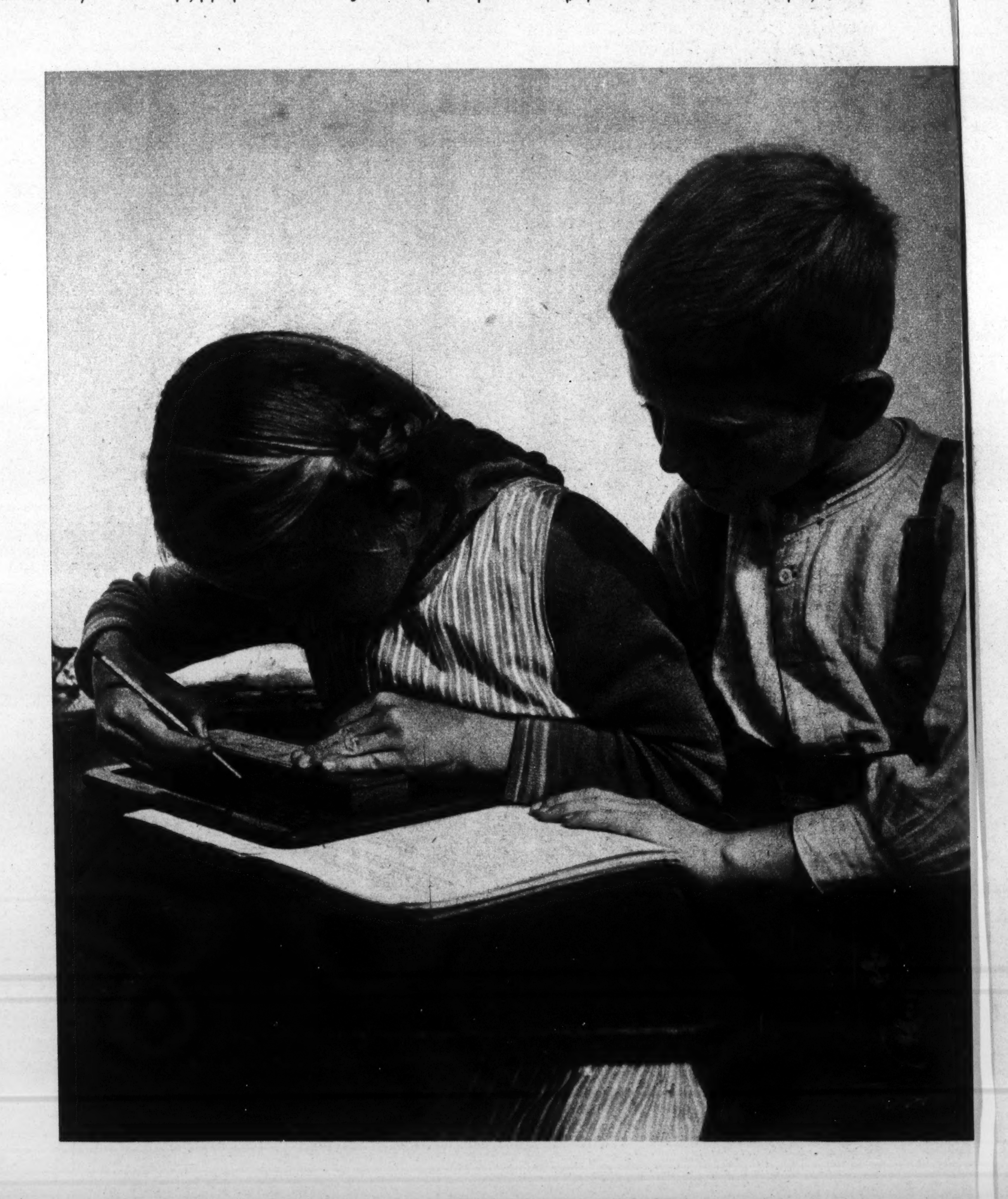


Gebiet des Flugwesens praktisch, fliegerisch, technisch und wissenschaftlich tätigen Kräfte. Darum beginnt die Schule bereits in den unteren Klassen, Interesse und Verständnis für die Luftfahrt bei unserer Jugend zu erwecken. Für die Erfüllung der vom Vaterland gestellten Forderung vermittelt die Schule in organischem Aufbau die theoretischen und, soweit es in ihren Kräften steht, die praktischen Grundlagen.

Auf den ersten Einblick in die Flugphysik im Rahmen des physikalischen Anfangsunterrichts folgt auf den höheren Schulen eine ausführlichere Behandlung zunächst in der Untersekunda, die weitere Vertiefung im Physikunterricht der Oberstufe. Flugwissenschaftlich besonders geeignete Schüler werden darüber hinaus in flugwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaften in Verbindung mit dem praktischen Segelflug fortgebildet. Jahr für Jahr zieht eine stattliche Zahl entsprechend vorbereiteter Primaner in die Segelfliegerschulen des deutschen Luftsportverbands. Eine ähnliche Weiterbildung erfährt auch der Volksschüler vom 16. Lebensjahre ab durch die Berufs- und Fachschulen, die gleichfalls Gelegenheit bieten, praktischen Segelflug und Segelflugzeugbau zu betreiben.

Der Weg vom ersten selbstgebauten Modell, von der ersten Flugphysikstunde bis zum ersten selbständigen Motorflug ist lang und nicht einfach. Wenn sich irgendwo im Leben das Leistungsprinzip durchsetzen muß, so hier. Ausscheiden ist kein Makel. Nur wer alle notwendigen Voraussetzungen für den reiches technisches Wissen und Können erfordernden Beruf des Fliegers besitzt, wird seinen Weg machen. Mittelmäßige oder gar schlechte Flieger kann das Vaterland im Kampf um die Luftgeltung nicht gebrauchen. Damit Deutschland dereinst recht viele Spitzenkönner besitzt, schafft die Schule im Flugphysik- und Modellbauunterricht die für den Auslesevorgang notwendige breite Basis. Sie zeigt auch hier, daß sie mitten im Leben steht.

Kleiner ritterlicher Freund



Aufnahme Scherdel



Die Schule Schnepfenthal

Von Erika Schulemann

Mit 6 Aufnahmen für die „Reichs-Elternwarte" von Atlantic-Photo

Das hohe Wort der Griechen des klassischen Altertums „mens sana in corpore sana!", d. h.: „Daß ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohne", war der Grundsatz GutsMuths, als er in der Erziehungsanstalt Schnepfental in Thüringen die Leibesübungen als Lehrfach für seine Internatsschüler einführte. Sie sollten in ihrem Wesen anders erzogen werden als ihre Eltern und Voreltern; durch die Beherrschung ihres Körpers sollten sie sich dessen Freiheit und eine ungezwungene Natürlichkeit erwerben. GutsMuths folgerte sehr richtig, daß sich aus dieser äußeren Natürlichkeit auch die innere ergeben würde. Das war schon um die Wende des 18. Jahrhunderts, lange bevor der große Turnvater Jahn die Leibesübungen aus dem Schoß jahrhundertelanger Vergessenheit hob. Es heißt das Verdienst unseres alten Turnvaters nicht schmälern, wenn wir feststellen, daß es auch schon vor ihm Männer gab, die in der körperlichen Erziehung eine große Aufgabe erblickten. Das Beginnen GutsMuths blieb nur beschränkt auf seine Anstalt, erst Turnvater Jahn fand den Weg in die Jugend Deutschlands und machte das Turnen — um mit einem Fremdwort zu sprechen — populär.

Man muß sich die damalige Zeit vor Augen halten, um zu verstehen, welchen entscheidenden Schritt GutsMuths mit der Einführung des Turnunterrichts als Lehrfach wagte, als er entschieden dagegen Front machte, seine ihm anvertraute Jugend der damaligen Gewohnheit folgend zu erziehen, die aus Kindern ihrer Kleidung und ihrem Aussehen nach Miniaturerwachsene machte.

Daß diese Schule, die 1784 von Christian Gotthilf Salzmann begründet wurde, und in der eine gesunde und frische Jugend heranwuchs, schon damals Aufsehen erregte, ist daher verständlich. Die meisten Zeitgenossen mußten ja



eine solche Erziehungsweise geradezu als eine Herausforderung ansehen, als ein frivoles Spiel. Aber weder Salzmann noch GutsMuths ließen sich von ihrem Weg abbringen, und heute kann die Anstalt auf mehr als 150 Jahre Geschichte zurückblicken. In ihr vereint sich auch heute noch die viele Jahrzehnte alte Tradition mit den Ideen unserer Zeit.

Wie wird die Jugend nun heute in Schnepfental erzogen? Um eine möglichst familiengemäße Erziehung zu erreichen, werden immer nur kleine Kreise von Jungen um einen Lehrer zusammengefaßt. Meist sind es sieben Jungen. Dadurch ist es dem Lehrer leichter möglich, den einzelnen Jungen besser kennenzulernen, seine Eigenarten herauszufinden und auf sie einzugehen.

Der Vormittag ist der wissensmäßigen Ausbildung gewidmet, der Nachmittag gehört der körperlichen Erziehung: Turnen, Spiel, Sport, Arbeitsstunde, Hitlerjugend-Dienst, Mitarbeit in Garten und Feld. Schnepfenthal, das aus einem Bauerngut hervorgegangen ist, besitzt auch heute noch eigene Landwirtschaft. Da gibt es für die Jungen immer irgendetwas zu helfen. Entweder arbeiten sie im Garten, jäten, pflanzen, gießen oder binden Ranken hoch. Während der Feldarbeit fahren sie mit hinaus, helfen bei der Heu- und Getreideernte, pflügen und säen. Bei all diesen Arbeiten sind sie ebenso begeistert dabei, wie

Oben: Kleinkaliberschießen ist ein wichtiges Sportfach

Mitte: Lesestunde im Park unter uralten Bäumen

Unten: Gute Kameradschaft hält alle zusammen



Vor dem Ruhmestempel

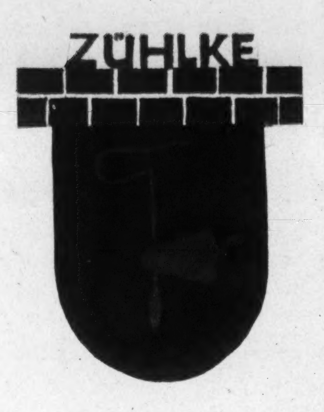
Zur festlichen Andacht haben die Schüler die überlieferten Fracks angezogen

Unterrichtsstunde im Freien – da lernt es sich doppelt leicht

auf ihrem Sportplatz beim Kugelstoßen oder Speerwerfen, Schlagballspiel oder beim Schießen. Für die älteren Jungen ist sogar Kleinkaliberschießen als Pflichtfach eingeführt.

Auch für die künstlerische Ausbildung der Jungen wird gesorgt. Sie erhalten Orgel- und Violinenunterricht, ebenso wie sie Klavier- und Cellospielen lernen. An Feiertagen oder langen Winterabenden wird dann oftmals ein Hauskonzert veranstaltet, zu dem die Jungen in ihrer Festtracht erscheinen. Wie seltsam nimmt sich diese Festtracht mit ihren uralten Röcken im Gegensatz zu den Uniformen der Hitlerjugend aus! Fracks und Kniestrümpfe, dazu kurze Hosen der Pimpfe, gibt es einen größeren Kontrast?

Aber wie beides nebeneinander in dieser Schule Schnepfenthal besteht, wie die Jungen einmal ihre Feste in den Fracks begehen, um am nächsten Tage schon wieder in der Hitlerjugend-Uniform zu marschieren, so vereinigt die Schule Tradition und neue Gedanken. Eine Jugend aber, die in Ehrfurcht vor dem Alten, dem Ueberlieferten und der Geschichte eines Volkes verharrt, wird die Aufgaben der Gegenwart so meistern, wie es zur Ehre des Vaterlandes gereicht.



Wappenkunde in der Dorfschule

Wir schrieben das Jahr 1935. Unter den vielen Neuigkeiten, die uns in diesem Jahre begegneten, hörten wir öfters „arische Abstammung, Wappenkunde und Stammbaum". Unser Lehrer wußte uns diese Worte zu erklären. Nach und nach hatte er uns soweit, daß wir uns alle für Familien- und Wappenkunde interessierten. Er hatte dabei eine ganz bestimmte Absicht. Er wollte in uns den Familienstolz und das Selbstbewußtsein wecken.

Da machten wir uns an's Werk, trieben Familienkunde und forschten, wo wir konnten, nach unseren Ahnen.

Doch dieses war unseren Eltern etwas Neues. Sie wollten uns gar keine Rede stehen, wenn wir von unserem neuen Thema sprachen. Wenn wir nun immer wieder fragten, so bekamen wir die spöttische und ablehnende Antwort: „Wir sind alle in Adam verwandt". Manchmal fügten sie noch hinzu: „Menschen sind wir alle, ob wir schwarz oder weiß sind." In der Schule fragte der Lehrer uns: „Was haben euere Eltern dazu gesagt?" Ja, da war wohl keiner, dessen Eltern die Sache schon richtig verstanden und begriffen hatten. „Ihr müßt die Eltern dafür begeistern, dann werden sie euch schon bei der Forschungsarbeit helfen." Nach einiger Zeit waren wir doch so viel darin unterrichtet, daß wir ihnen Rede stehen und klar machen konnten, daß es doch nicht gleich sei, welcher Rasse wir angehören, daß es doch schöner sei, seine Ahnen zu kennen. Je besser wir unsere Ahnen kennen, um so mehr verstehen wir uns selbst.

In der nächsten Stunde hatten wir fast alle, soweit erreichbar, die Namen unserer Ahnen. Nun gingen wir an die Arbeit. Der Stammbaum wurde angefertigt, und die Berufe der Vorfahren festgestellt, um so die Wappen zu entwerfen. Unsere Namen waren nicht alle leicht zu deuten.

Bevor wir die Wappen zeichneten, mußten wir verschiedene Grundregeln beherzigen: Metall auf Farbe oder Farbe auf Metall. Metalle sind: Gold (gelb), Silber (weiß). Zu den Farben gehören: Schwarz, rot, grün usw. Form und Umriß des Wappens sind freigestellt. Für die Familiennamen Reuter, Gerhards, Klinghammer, Meyer und Haubrichs sollten die Wappen entworfen werden. Jeder zeichnete mit Hilfe seiner Mitschüler auf Grund des Stammbaums und der mündlichen Ueberlieferung sein Wappen. Es war eine feine Zusammenarbeit von Lehrer und Schüler in solchen Stunden.

Nun wollen wir uns mal das Wappen der Reuter vor Augen führen. Der Grund des Wappens ist rot, weil die Reuter seßhaft sind und früher unter der Herrschaft des Kurfürstentums Trier standen, das die Fahne rot-weiß hatte. Die Vorfahren der Reuter haben in der Heimat gerodet und den Wald urbar gemacht. Darum ist auf dem roten Grund des Wappens ein Wurzelstock und über ihm die Zeichen der Waldarbeit Axt und Säge in silberner Farbe nach der Regel: Metall auf Farbe.

Die Klinghammer haben in ihrem Wappen dieselbe Grundfarbe, weil auch sie seßhaft sind. Auch hier können wir wieder ein sprechendes Wappen entwerfen, das auf Grund der Namendeutung geschaffen wird. Der erste Namensträger der Klinghammer muß Schmied gewesen sein, wie der Name „klingender Hammer" besagt. Daher ist auf dem roten Grund ein Amboß und zwei Hämmer in Gold. Soweit sich aber die Familie verfolgen läßt, übte sie das ehrbare Zimmermannshandwerk. Daher finden wir im Wappen auch noch Winkelmesser und Zirkel.

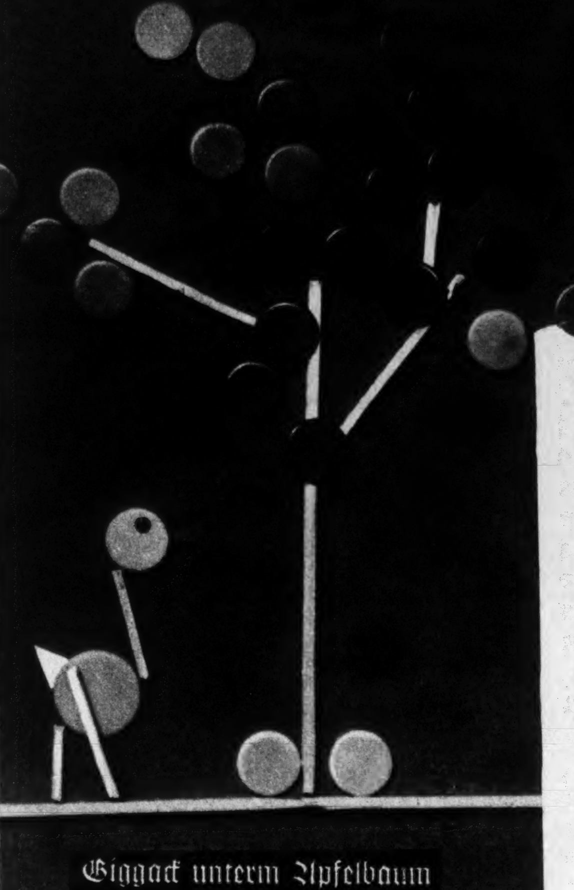
Nach der gleichen Regel haben die Gerhards ihre Wappen erhalten. Von dem roten Grund hebt sich der goldgelbe Speer ab und deutet auf den Namen hin „ger-hart", „harter Speer". Der Speer steht auf dem Schustermesser, das zwei gegenüberstehende Hämmer verbindet. Die Ahnen der Gerhards waren, soweit feststellbar, Schuhmacher.

Die Familie Meyer hat auf grünem Grund ein in Silber gezeichnetes springendes Pferd und eine liegende Kuh. Der Name erinnert an die Meyerhöfe, die mit den heutigen Erbhöfen verglichen werden können.

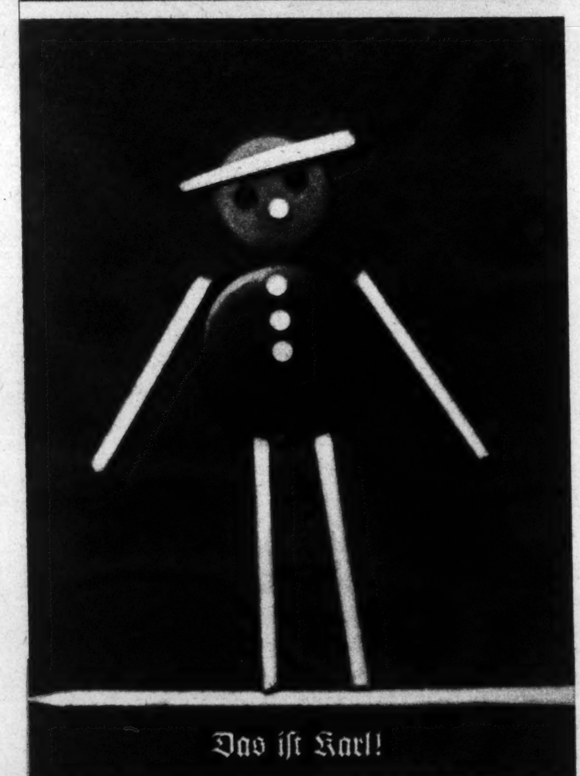
Nun will ich von meinem Wappen erzählen. Es hat einen roten Grund, da meine beiden Eltern aus der hiesigen Gegend stammen. Mein Vetter, der denselben Namen trägt, hat seinem Wappen einen blauen Untergrund gegeben, denn seine Mutter ist aus Posen, das die Farben blau-weiß hatte. Sonst sind unsere Wappen gleich. Da unsere Ahnen auf dem Hauberg gearbeitet hatten, zeigte die Mitte des Wappens einen Baum. Auf dem Stamme sind Axt und Säge. Die Arbeitszeichen unserer Ahnen werden umrahmt von dem Zeichen unseres jetzigen Berufes, von einer Sichel. Denn soweit wir zurückverfolgen können, waren die Haubrichs Landwirte.

So fertigten wir alle unsere Wappen an. Wir waren alle sehr froh, als sie unser Klassenzimmer schmückten. Wenn wir einmal groß sind, sollen sie unsere Häuser zieren.

Jakob Haubrichs, Schüler, 13 Jahre.



Giggack unterm Apfelbaum



Das ist Karl!



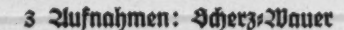
Karl fährt in die Stadt

Spielerei?

Viele Eltern fühlen sich wie erlöst bei dem Gedanken, daß ihr Kind Ostern in die Schule kommt, und daß die ewige Spielerei nun endlich aufhört. Die Kinder sollen nun etwas lernen und sich mit ernsthafteren Dingen beschäftigen. Unter Lernen verstehen solche Eltern, daß ihr Kind nun anfangen soll, sein kleines Gehirn mit Wissen vollzustopfen. Als ob die Kinder, die zur Schule kommen, bisher nichts gelernt hätten! Anderseits sind dann solche Eltern wieder froh, wenn ihre Kinder in der Schule alles „spielend" lernen. Dabei würden sie wahrscheinlich betroffen sein, zu sehen, wie man heute in der Schule wirklich „spielend lernt". Ich habe vor dem Wissen immer Angst, eintrichtern kann man es den Kindern nicht. Es kann nur aus Erfahrungen entstehen. Ich war ordentlich glücklich, wie sich einmal eine Mutter bei mir darüber beklagte, daß in der Schule nach ihrer Meinung die Kinder mit Spielereien die Zeit verbrächten. Ich ließ mir von ihrem Jungen erzählen. Er berichtete strahlend, daß sie in der letzten Stunde mit runden Knöpfen einen Hund gelegt hätten, zu den vier Pfoten hätten sie Streichhölzchen genommen. Sollte ich nun der entrüsteten Mutter klar machen, daß die vier Beine den kleinen Klaus den Zahlenwert der Vier begreifen lehrten? Wie hätte sein kleines Gehirn die Zahl Vier an sich richtig aufnehmen sollen? Vier Beine am Hund war eine Erfahrung! Zehn Knöpfe und zehn Streichhölzchen, die man auf den Tisch legt und wegnehmen kann, ergeben weitere Zahlen-Erfahrungen. Fünf Finger sind etwas! Eine Fünf ist nichts. Die gute Mutter würde das nie verstehen; denn rechnen können, ist für sie eine Selbstverständlichkeit. Daß sie es einst unter Qualen gelernt hat, hat sie längst vergessen. Sie hat aber auch selbst nur aus Erfahrung die Verbindung zwischen Zahl und Ding verstehen gelernt. Das abstrakte Erlernen von Wissen läßt viele Kinder als minderbegabt erscheinen, worüber dann die Eltern so sehr traurig sind, doch offenbart sich hier nur ein Irrtum in der Erziehungsweise und Lehrmethode. Nur was man greifen kann, kann man auch begreifen! Das sagt schon die Sprache. Mit dem Tastsinn lernen die Kinder im Schulalter, während sie im Vorschulalter durch Beobachtung und Nachahmung sich „spielend" ihr Wissen erobern. Es war mir ein Vergnügen, in Klausens Schule eine Lernstunde mit erleben zu dürfen. Der Lehrer verstand es, den Lernstoff in Erlebnisse umzuwandeln, die den Kindern unvergeßlich wurden. Die Stunde, bei der ich zuhörte, nannte er: „Die komischen Knöpfe". Da wurde der Lernstoff wirklich „spielend" bewältigt! Der Nebensinn eines „komischen Knopfes" versetzte die Kinder in heiterste Laune. Knöpfe waren natürlich nicht da. Die kleinen runden Scheiben aus den Legeschachteln der Schule wurden benutzt. Es handelte sich nun darum, aus diesen runden kleinen Scheiben drollige Gestalten zu machen, unter Zuhilfenahme der Legehölzchen. Der Lehrer sagte ungefähr folgendes:

„Jetzt wollen wir uns mal einen kleinen Mann machen. Er soll der dicke Karl heißen, denn er bekommt einen ganz runden Leib. Wir nehmen für ihn natürlich einen großen Knopf. Für den Kopf brauchen wir einen kleinen. Legt einmal den großen vor euch auf den Tisch und den kleinen oben drüber, da seht ihr gleich, wie unser kleiner Mann entsteht. Was fehlt jetzt noch? Die Arme und die Beine. Wieviel Arme hat der Mann, wieviel Beine?" Und so ging es weiter, jede Gelegenheit der drolligen Geschichte zu zahlenmäßigen Feststellungen wurde benutzt. Die Abbildungen zeigen das, was entstanden ist und geben eine Vorstellung davon, wie vielfache Feststellungen getroffen werden konnten und wie einprägsam und lustig das trockene Zahlenmaterial verarbeitet wurde.

Ursula Scherz.



3 Aufnahmen: Scherz-Wauer

Wir Eltern

und der

Seefeld-Prozeß

Mit Schaudern und Empörung denken wir noch alle an den kürzlich in Schwerin in Mecklenburg zu Ende gegangenen Prozeß gegen den Knabenmörder Seefeld, dessen Untaten jahrelang, ja, vielleicht jahrzehntelang, Furcht und Schrecken verbreiteten, bis es der Polizei endlich gelang, ihn unschädlich zu machen. Der soviel unsagbares Elend über soviele Familien gebracht hat. Wir wissen nicht mit Sicherheit, wie groß die Zahl seiner armen, unglücklichen Opfer ist. Das aber dürfen wir mit dem Gericht wohl annehmen, daß nur ein Teil seiner grauenhaften Morde aufgedeckt werden konnte. Mit einem Geständnis des Mörders, das völlige Klarheit schaffen würde, ist wohl nicht mehr zu rechnen. Und so werden sich nächstens die Akten über einen Fall schließen, der uns nach mehr als einer Richtung hin zum Nachdenken zwingt.

Viele mögen sich die Frage vorlegen, wie es möglich war, daß Seefeld jahrzehntelang sein Unwesen treiben konnte, ohne daß die Polizei ihm auf die Spur kam. Die Antwort darauf kann nur lauten: Schuld daran sind in erster Linie die von den früheren Regierungssystemen geschaffenen Gesetze und die Moral der damaligen Gesetzgeber, deren strafrechtlichen Grundzüge so oft in dem Satz wurzelten: Nicht der Mörder ist schuldig, sondern der Ermordete, damit also die menschliche Gesellschaft.

Gewiß, uns allen ist es heute eine Selbstverständlichkeit, daß eine Mordtat — wie überhaupt jedes Verbrechen — mit der ganzen Strenge des Gesetzes gesühnt wird. Damit aber ist das Opfer nicht dem Leben zurückgegeben. Sühne allein kann darum niemals der Grundzug eines Strafgesetzes sein, es muß noch etwas hinzukommen, um dem Gesetz seinen Inhalt zu geben: die Vorbeugung, die Verhütung. Es ist ein Glück für uns, daß die nationalsozialistische Regierung sofort nach der Machtübernahme wirksame Maßnahmen traf, um dem Rechtsbrecher sein Vorhaben so sehr zu erschweren, daß eine Ausübung der Tat fast unmöglich wird. Die Sicherheitsverwahrung der Gewohnheitsverbrecher, die Straffälligkeit schon bei der Planung eines Verbrechens, die Sterilisation und die Entmannung sittlich gefährdender und verbrecherisch veranlagter Menschen sind bedeutsame und entscheidende Schritte unserer Regierung auf dem Wege zur Sicherung des Volkslebens. Aber diese Maßnahmen allein gewähren noch nicht den völligen Schutz des Einzelnen; an uns allen liegt es, daß dem Verbrecher sein Vorhaben nicht gelingt. Das lehrt uns der Prozeß Seefeld. Wer an den Feststellungen, die in diesem Prozeß gemacht wurden, achtlos vorübergeht, der beweist, daß es um seine Verantwortlichkeit der Volksgemeinschaft gegenüber nicht gut bestellt ist.

Die Angehörigen der Opfer werden die Schreckensstunden nicht vergessen können, da sie voller Angst vergeblich auf die Rückkehr ihrer Lieben warteten und warteten. Aus ihrem Leid muß uns allen eine Lehre erwachsen, damit wir unsere Aufgaben klar erkennen.

Der medizinische Sachverständige, Professor Müller-Heß, Berlin, sagte in seinem Gutachten, er habe den Eindruck gewonnen, daß Seefeld durch die völlig ungenügende Aufklärung und Warnung der Kinder durch ihre Eltern und Erzieher und die Sorglosigkeit der Kinder dem „guten Onkel" gegenüber immer ein leichtes Spiel gehabt habe. Aehnlich sprach sich auch der Oberstaatsanwalt aus, als er die Anlockungsmethoden des Mörders schilderte, die immer darin bestanden, daß er die Kinder durch kleine Geschenke (Geld, Uhren und — Zigarettenbilder!) zu betören wußte, sodaß sie ihm willig dahin folgten, wohin er sie haben wollte. —

Einen besonders breiten Raum nahm im Prozeß die Untersuchung ein, die sich mit den Gewohnheiten des Verbrechers befaßten. Hier gelang es festzustellen, daß Seefeld am liebsten Vergnügungsplätze aufsuchte. Er hatte wohl richtig kalkuliert, daß es ihm im Jubel und Trubel der Festteilnehmer leichter fallen würde, sein Opfer zu finden. Es wird immer vorkommen, daß sich ein Kind auf einem Festplatz einmal verläuft. Anstatt daß sich dieses Kind dann an einen Polizeibeamten wendet, beobachten wir so oft, daß es lieber einen Fremden um Hilfe angeht. Aus welchem Grunde wohl? Es gibt leider immer noch zu viele Eltern, die es nicht verstanden, sich selbst Autorität zu verschaffen, die vielmehr den Kinderschreck als Erziehungsmittel nötig haben. So wird den Kindern bei gelegentlichen Unarten dann mit dem „bösen Schutzmann" gedroht, der sie abholen und ins finstere Loch stecken werde. Ein mehr als untaugliches Erziehungsmittel! Mit dieser dummen Unsitte muß endgültig Schluß gemacht werden. Lehren wir die Kinder, daß der Polizeibeamte ein Diener der Ordnung und ein Freund der Kinder ist, dem sie bedenkenlos Vertrauen entgegenbringen können.

Vertrauen! Das sollte stets oberster Grundsatz aller Erziehung bleiben. Hieran muß es gemangelt haben, denn sonst hätte es Seefeld nicht so oft gelingen können, die Kinder zur Verheimlichung ihrer Bekanntschaft mit ihm zu bewegen. Wir müssen ein Kind verstehen lernen, müssen für die kleinen Erlebnisse des Kindes reges Interesse aufbringen, um in der Welt des Kindes zu bleiben. Daran dürfen uns weder Berufspflichten noch der tägliche Kleinkram unseres Lebens hindern. Denn ein Kind wird uns nur in dem Maße Vertrauen entgegenbringen, als es spürt, daß wir mit ihm seine Welt erleben. Wenn dieses Verhältnis überall zwischen Eltern und Kindern hergestellt ist, wird es nicht vorkommen, daß ein „guter Onkel" oder eine „gute Tante" das Kind zur Verheimlichung einer neuen Bekanntschaft verleiten, daß es für Süßigkeiten oder andere kleine Geschenke ein Geheimnis für sich behält, wodurch es dem Verbrecher erst möglich wird, seine Tat auszuführen.

Aber noch etwas lehrt uns der Seefeld-Prozeß: Augen auf! Zeugen haben bekundet, daß Seefeld mit seinen oftmals weinenden Opfern durch einsame Waldwege ging, wo sie ihm nur widerwillig gefolgt seien. Wenn man das hören muß, dann fragt man sich doch wohl mit Recht: Warum sind denn diese Zeugen nicht sogleich eingeschritten? Warum haben sie den Kerl nicht festgehalten? Eine einfache Frage an das Kind hätte doch wohl genügt, um eine Aufklärung zu schaffen. — Die Zeugen sagten ja auch, ihnen sei das sonderbare Gehabe des ungleichen Paares aufgefallen! — Wir sprechen so oft das große und inhaltreiche Wort Volksgemeinschaft aus, sind uns aber leider — wir erleben es tagtäglich — der hohen Bedeutung dieses Wortes nicht bewußt. Das ist Volksgemeinschaft üben, daß man sich dann die Mühe und Umständlichkeit eines

Einmischens in anderer Leute Angelegenheiten macht, wenn deren Handlungen uns mit Recht mißtrauisch stimmen. Wer sich so verdächtig macht, daß beim andern der Argwohn aufkommt, der muß eben damit rechnen, daß er seine Handlungen zu verantworten hat. Niemand kann sich der Verantwortung für das, was ihm auffällt, entziehen, und der oft gehörte Ausspruch: „Was geht das mich an, das sind meine Angelegenheiten nicht" gehört nicht mehr in unsere Zeit. Man kann sein Gewissen nicht beschwichtigen mit der Meinung, es werde hinter dem, das ihm aufgefallen ist, vielleicht nichts Arges stecken. Also, ein wenig mehr Einsatzbereitschaft und Verantwortungsfreudigkeit tut den meisten von uns wohl noch not! Zweifellos wäre manch Opfer dieses Unmenschen vor seinem Schicksal bewahrt geblieben, wenn jedermann ein wenig mehr Mut und Schneid aufgebracht hätte.

Wir wollen nicht Mißtrauen gegen jeden Fremden in die Seele des Kindes pflanzen. Wogegen wir uns aber aufraffen müssen, ist die sogenannte Vertrauensseligkeit. Wir müssen unsere Kinder zur Vorsicht erziehen und vor allem zum völligen Vertrauen den Eltern und Erziehern gegenüber. An uns liegt es, den Instinkt des Kindes für Recht und Unrecht, für Wahres und Falsches zu schärfen. Das wird am besten durch unser Beispiel geschehen.

Diese Lehren aus dem Seefeld-Prozeß gilt es zu beherzigen, denn wir alle, Eltern und Erzieher, sind verantwortlich für das höchste Gut des Volkes, für unsere Jugend.

Möller-Crivitz.

Geburtstag in der Schule

Durch die Indiskretion einer Mutter, gut gemeint natürlich, hatte meine Klasse erfahren, wann „Er (nämlich ich) Geburtstag hatte. Können Kinder in dem Alter und in der Anzahl etwas geheim halten? Aber ich wollte nichts merken. Man soll Freude nicht verderben, die des Andern und die eigene nicht. — Der Tag kam! — Ich komme nach dem Läuten an die Klassentür. Nanu, habe ich mich im Ort geirrt? So große Ruhe hinter der Tür, das ist doch sonst nicht so. Ich öffne, langsam — da steht die ganze Klasse aufrecht in den Gängen, die Hände auf dem Rücken, vor ihnen hatte der Jüngste und Kleinste Aufstellung genommen und sagte mir ein — Geburtstagsgedicht auf. — Selbstgemacht, so mit Gewaltsreim nach jeder Zeile. Ich weiß nicht mehr, wie der Text war, aber eins weiß ich, und das werde ich nicht vergessen, er sagte nämlich zum Schluß so ganz leise, mit Hauchen, was ich sonst nicht an ihm kannte: „Wir haben dich lieb!" — Da blieb ich an der Tür stehen, ganz still. —



Aufnahme Agfa-Bildarchiv.

Babi sitzt

Von Frau Anni Weber

Das erste „dumme" Vierteljahr seines jungen Daseins ist vorüber, hier und da zieht schon so etwas wie ein Lächeln über das Gesichtchen, und der erwachende Geist schaut schon in besonders glücklichen Augenblicken hell und klar die Dinge seiner Umgebung an. Nun kann es die stolze Mutter kaum mehr erwarten, bis sie ein richtiges kleines Kind hat, das nicht mehr den ganzen Tag schläft, sondern das sitzt und spielt, erzählt und an Mutters Hand trippelt. Es kostet dann viel Selbstbeherrschung, um in keiner Weise der ruhigen Entwicklung der Dinge vorzugreifen.

Besonders vorsichtig muß man mit dem ersten Aufsetzen des Kindes sein; den Zeitpunkt soll nie die Mutter, sondern immer das Kind selbst bestimmen. Wenn es versucht, am Bettchen oder den ganz lose dargereichten Mutterhänden den Oberkörper aus dem Liegen hochzuziehen, so hat es seinen ersten Anfang zum Sitzen gemacht. Aber es dauert dann immer noch Wochen, bis ihm das Aufrichten bis zum Sitzen richtig geglückt ist. Man sollte nun das Kind bei seinen eifrigen Uebungen keineswegs unterstützen, man nimmt ihm sonst die schönste Turnübung für seine Rückenmuskeln weg und hat außer dem gesundheitlichen Nachteil für das Kind noch dessen Verwöhntheit zu erleiden. Gelingt das Aufsetzen nun nicht gleich, so wird das Kind schreien, bis man ihm geholfen hat, denn es weiß ja nun, daß es mit Mutters Hilfe das Vergnügen ganz mühelos haben kann, wozu sich also weiter anstrengen, schreien geht bequemer und führt stets — je lauter, umso schneller — zum Ziel.

Was für eine Anstrengung das Sitzen zu Anfang für das Kind bedeutet, macht sich die Mutter nicht immer klar. Sie stopft ihm ein festes Kissen in den Rücken und meint, nun sei das Kind vorläufig gut versorgt. Meistens fängt das Kind aber sehr bald vor Ermüdung an

Kommando: Eins — zwei — drei! Nun sprachen alle im Chor: „Wir gratulieren — recht — herzlich — zum — heutigen — Geburtstag!" — Die Hände, die solange auf dem Rücken waren, flogen hoch, und — jeder hatte etwas in der Hand. Blumen! — „Ach, gekaufte!" Nein, nicht Geld verschwendet, aus dem Garten, vom Balkon, wenige nur, aber Freude sollten sie bringen, und sie haben sie mir gebracht, so viel. Und einer hatte ein in Seidenpapier eingewickeltes kleines Paket und schenkte es mir. — „Ein Geschenk für den Lehrer?" . . gibt's denn das noch?" — Ich habe es sogar angenommen! — Und was darin war? — Ein Stück selbstgebackener Pflaumenkuchen! — Ein Junge, ein Kind, schenkt ihn mir und hat ihn sich selbst vielleicht von seinem Herzen abgerungen! Das war mein schönstes Geschenk. Und dabei geht es den Eltern gar nicht gut! — Einer hatte nichts! — Er zog mich zu sich runter und sagte ganz leise in mein Ohr: „Meine Eltern lassen schön grüßen." —

Ja, ich wußte, daß „man etwas vorbereitet hatte". Ich hatte nämlich zufällig, ganz zufällig, vor der Schule einen älteren Herrn getroffen, der für seinen Enkel, der auch eine Klasse unserer Schule besucht, Schokolade gekauft, die er aber nicht verwenden konnte, weil er seinen Schützling nicht getroffen hatte, da er krank geworden war. Der Mann hatte mir das Süße geschenkt, das uns die Geburtstagsfeier nun verschönte. — Augen habe ich gesehen! Große, leuchtende, — denkt mal: Schule, Geburtstag, Schokolade, — und keine Schularbeiten!

Meint nun jemand, diese Stunde sei verschwendet?

Walter Dittman.

zu schreien oder sinkt einschlafend mit dem Gesichtchen nach vorn aufs Deckbett. — Man darf zu Anfang das Sitzen nur Viertelstunden dauern lassen, denn selbst bei einer festen Kissenstütze im Rücken ist das Sitzen im Bett für das Kindchen äußerst anstrengend. Auch den Erwachsenen strengt das längere Sitzen im Bett an; besonders fühlbar wird das in Zeiten körperlicher Schwäche, in Krankheitstagen und im Wochenbett. Viel leichter hält der Genesende das Sitzen im bequemen Sessel aus als im Bett, weil die Muskeln der Oberschenkel durch das Sitzen im rechten Winkel stark beansprucht werden, so daß sich die Ermüdung oft zu krampfartigen Muskelschmerzen steigert.

Also sollte man den Kindern das Sitzen im Bett für längere Zeit erst recht nicht zumuten. Will man das Kind anfangs ein wenig im Bettchen aufsitzen lassen, dann stopfe man nicht ein dickes Kissen hinter seinen Rücken, sondern erhöhe das Kopfende des Bettchens nur um etwa 45 Grad durch ein weiches Kissen, so daß das Kind aus der durch eigene Kraft erlangten freien Sitzhaltung im rechten Winkel bei der geringsten Ermüdung zurücksinken kann in die nur wenig erhöhte Ausruhelage.

Auch das längere Sitzen auf einem Kinderstühlchen ist wenig wert für ein kleines Kind, am wenigsten, wenn das Stühlchen zugleich als Töpfchen dient. Es ist dann sehr schwer, dem Kinde beizubringen, daß es auf dieser Sitzgelegenheit ohne Weiteres naßmachen darf, sogar soll, anderswo aber nicht. Das Abgehaltenwerden muß sich möglichst deutlich als ein bestimmter einzigartiger Vorgang in dem kleinen Gehirn einprägen, umso eher wird die komplizierte Gedankenreihe, die endlich zur Stubenreinheit führt, sich einprägen können.

Am natürlichsten geschieht das Sitzen auf der dicken Decke im Laufställchen. Da kann das Kind jederzeit seine Haltung ändern, sich auf den Rücken legen, aufs Bäuchlein wälzen, auf allen Vieren fortkrabbeln und sich zur Abwechslung wieder hinsetzen.

Geduld ist die höchste Mutterweisheit. Die Mutter muß warten können, bis die Kräfte wirklich da sind zum Lächeln, Köpfchenheben, Schulterheben und Sitzen, Krabbeln und Laufen, und nie und nirgends darf sie der natürlichen Entwicklung vorgreifen wollen. Hat aber ihr Kind wieder einen großen Schritt weitergetan, so soll sie die neuen Kräfte nicht in Ungeduld überspannen, sondern ihnen helfen zu natürlichem, stetigem Weiterwachsen.



Die linden Lüfte sind erwacht

Aufnahme Agfa-Bildarchiv

Vertauschte Rollen

Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Ich möchte nicht „große Schwester" sein, und vollends nicht die von Purzel. Große Schwestern haben immer Verpflichtungen und werden von den Kleinen immer ausgenutzt. Große Schwestern sind meist Opferlämmer. Nun, Not macht erfinderisch; Not ist, so sagt man, die Mutter des Fortschritts, und alle Nöte und Qualen einer großen Schwester machten dann auch meine Mäde erfinderisch.

„Spiel' mit mir", fordert Purzel, wenn die Mäde kaum auf der Bildfläche erscheint.

„Ich möchte doch gerade ein bißchen lesen."

Purzel läßt sich auf gar nichts ein; sie drängt: „Spiel' halt erst mit mir — les' nachher!"

„Nachher muß ich Mutter helfen."

„Ich schaff' es schon alleine, Mäde!" Es liegen Aufforderung und Bitte in Mutters Stimme.

Und Purzel, wiederum mit schmeichlerisch geneigtem Köpfchen: „Spiel' doch mit mir!"

Mäde gibt seufzend nach und willigt ein, mitzuspielen. Kommt die große Frage: was?

Plötzlich kommt Mäde eine Erleuchtung, sie sagt: „Heute spielen wir: mal umgekehrt."

Purzel, mißtrauisch gegen alles Unbekannte: „Was spielen wir?"

„Mal umgekehrt."

„Wie geht denn das?"

„Paß mal auf!" Mäde macht ein belehrend wichtiges Gesicht: „Heute bin ich mal Purzel, und du bist Mäde."

„O fein!" Purzel strahlt. Darf ich denn deinen Federkasten haben?"

Mäde nickt.

„Und die Tinte?"

„Auch das."

Auch ein Stück Papier wird bewilligt.

Purzel tunkt die Feder in die schwarze Tinte. Da wird sie am Röckchen gezupft.

„Spiel' mit mir!"

„Pscht!" macht Purzel äußerst wichtig, „nachher, jetzt muß ich schreiben."

„Nein — spiel' jetzt mit mir!"

„Du bist ein schrecklich lästiges Kind!" ruft Purzel, die Mäde lustig nachahmend und ganz im Geiste ihrer Rolle.

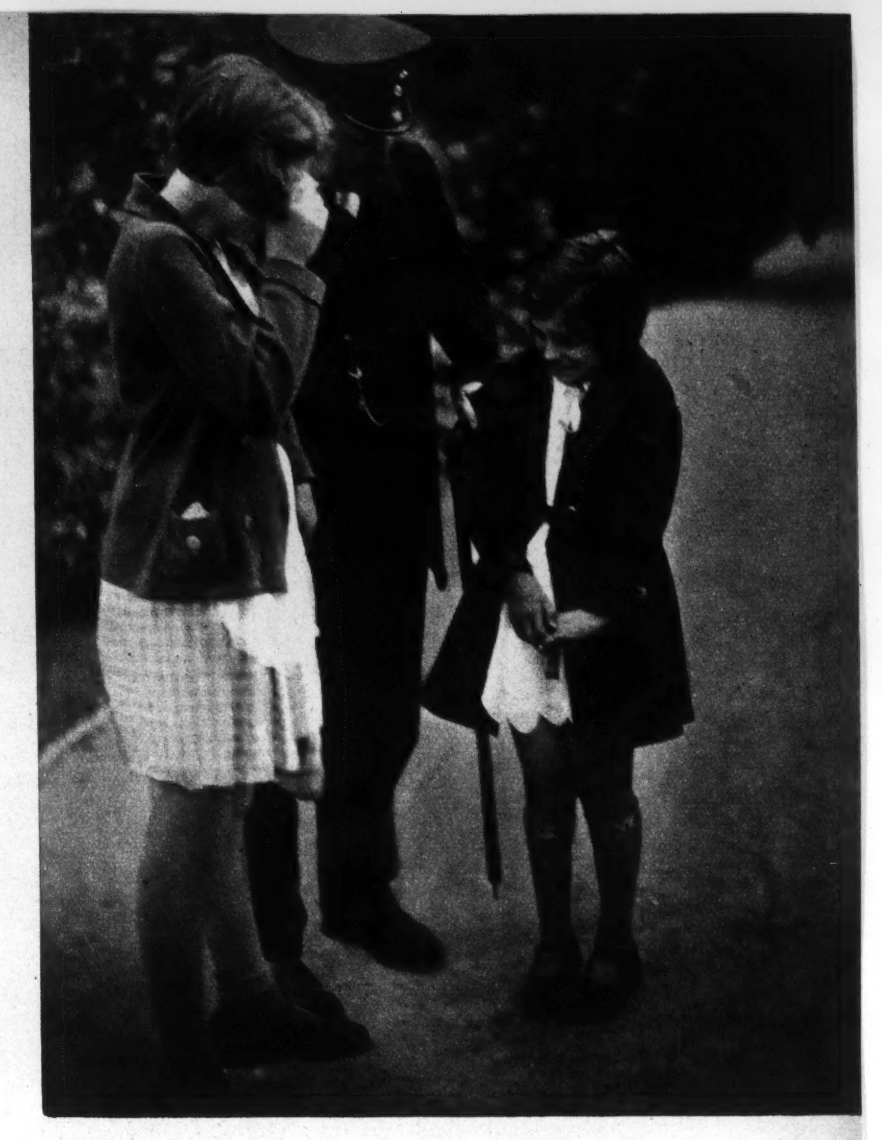
„Bin nicht lästig! Bin nicht schrecklich! Du sollst doch bloß mit mir spielen!"

Purzel legt seufzend die Feder beiseite.

„Soll ich dir vorlesen?"

„Nein — mit mir spielen!"

Es paßt Purzel gar nicht; sie hat sich „mal umgekehrt" spielen und Mäde sein ganz anders vorgestellt, viel schöner; sie hoffte, nun ungehemmt in der schwarzen Tinte schwimmen, in den großen geheimnisvollen Büchern herumwirbeln, vielleicht zuletzt aus der verlockenden bunten Tasse Tee trinken zu dürfen; sie selbst hat ja nur Tafel und Griffel, hat nur ein Emaillebecherchen und bekommt Milch.



Erwischt!

Aufnahme Curt Ullmann

Sie hatte nicht zuletzt gehofft, die tonangebende, kommandierende, verbietendürfende Große zu sein — und nun sieht sie alle ihre Würde herabgeschraubt zu der Armseligkeit eines gequälten Opferlammes.

Nein, Purzel ist durchaus unzufrieden mit ihrem Tausch und sehr geneigt, das Spiel aufzugeben — die Großen ihren Pflichten überlassend, lieber wieder heischende, quengelnde Kleine zu sein.

Aber Purzel schließt keine Vergleiche, Purzel ist von erstaunlicher Folgerichtigkeit und vermeidet es tunlichst, sich Blößen zu geben.

„Spiel' mit mir", tönt Mädes nörgelnde, ungeduldige und unzufriedene Stimme in echtestem Purzelton.

„Nie hat man Ruhe vor dir!" sagt Purzel strafend mit strengem Richterblick. „Also schön, bloß, damit du Ruhe gibst, du lästiges Kind!"

Und Mäde entzückt: „Fein! Und was?"

Da sagt Purzel bestimmt und energisch und doch sehr verbindlich: „Heute spielen wir „mal umgekehrt", damit du mich in Frieden läßt!"

Sie haben also wieder die Rollen gewechselt, und es gab auch keinen Anlaß mehr, sich gegenseitig merken zu lassen, „wie's tut".

Ich lobe Mädes erfinderischen Geist, der ihr dieses Spiel eingab. Sie hat sich ein für allemal Ruhe verschafft. Und für Purzel war es eine notwendige und heilsame Lehre.



2 Aufnahmen Atlantic-Photo

Das hauswirtschaftliche Jahr

Von Frau A. Wulff

Schon seit Jahrzehnten haben Sozialpolitiker immer wieder gefordert: schafft ein hauswirtschaftliches Jahr für alle Mädchen! Gebt allen jungen Frauen, bevor sie in das Berufsleben eintreten, eine hausmütterliche Ausbildung, die ihnen einen gründlichen Einblick in die Aufgaben der Hausfrau und Mutter vermittelt!

Dieser Ruf erging jahrelang vergebens. Man sah wohl immer mehr ein, wie notwendig und wünschenswert eine Einführung der heranwachsenden weiblichen Jugend in den hausmütterlichen Beruf sei. Material, um diese Notwendigkeit wissenschaftlich zu beweisen, wurde genug gesammelt. Fürsorgevereine, Wohlfahrtsbehörden zeigten, wie stark das Wohlergehen gerade der wirtschaftlich am schlechtesten gestellten Familie von der Tüchtigkeit der Hausfrau und Mutter abhängt. Sie wiesen darauf hin, daß Zeiten der Arbeitslosigkeit, der Krankheit, besser von der Familie überstanden wurden, wo es eine tüchtige Hausfrau verstand, die knappen Wirtschaftsmittel sparsam und maßvoll zu verwenden. — Die mehr und mehr aufblühende Ernährungswissenschaft wies der Hausfrau die Hauptverantwortung für das körperliche Gedeihen aller Familienmitglieder zu. Der Hausfrau liegt es ob, die täglichen Mahlzeiten gesund und bekömmlich herzustellen. Von ihrer Sorgfalt und Einsicht in die Gesetze der menschlichen Ernährung hängt es ab, ob die Kinder von rachitischen Erkrankungen bewahrt bleiben, ob die Erwachsenen ihrem Kräfteverbrauch entsprechend neue Aufbaustoffe erhalten usw. — Wieder andere Verfechter des hauswirtschaftlichen Jahres legten den Hauptnachdruck

Mit Gott und Ehren Woll'n wir uns ernähren

Schon in drei Aufsätzen hat Martin Schuhmacher auf den in unserer Zeit neu entdeckten Sinn der Familie hingewiesen und mit Recht als ihre Aufgabe hingestellt: Wiedergeburt und Pflege der deutschen Seele und des deutschen Gemüts. Er bekennt sich damit zu derselben hohen Anschauung vom Wesen der Familie, die Schleiermacher in seinen „Reden über die Religion" zum Ausdruck bringt: „Eine Familie kann das gebildetste Element und das getreueste Abbild des Universums sein, denn wenn still und sicher alles ineinander greift, so wirken hier alle Kräfte, die das Unendliche beseelen. Wenn in ruhiger Fröhlichkeit alles fortschreitet, so waltet der hohe Weltgeist hier wie dort, wenn die Töne der Liebe alle Bewegungen begleiten, so erklingt die Musik der Sphären auch in dem kleinsten Raum... Dieses Heiligtum mögen die Menschen bilden, ordnen und pflegen, klar und deutlich mögen sie es hinstellen in frommer Kraft, mit Liebe und Geist mögen sie es auslegen, so wird mancher von ihnen und unter ihnen das Universum anschauen lernen in der kleinen, verborgenen Wohnung, sie wird ein Allerheiligstes sein, worin mancher die Weihe der Religion empfängt."

Es wird keinen Deutschen geben, in dessen Herzen diese Worte und ihre Gesinnung nicht widerklingen. Und doch ist mit dem bloßen Schönfinden noch nichts getan, vielmehr beginnt nun erst die ernste Frage für die Eltern: Wie nähern wir uns in der Wirklichkeit des Alltags jenem hohen Wunschbild, das eigene Familienleben wirklich zu einer Quelle deutschen Gemütes zu erheben? Eine schöne praktische Anregung zur Pflege des Familiensinns hat Martin Schuhmacher schon mit seinem Hinweis auf gemeinsame Ahnenforschung im häuslichen Kreise gegeben. Hier soll nun versucht werden, einen weiteren Baustein für diejenigen zu reichen, die sich dem Suchen nach neuem Inhalt und neuen Formen im Familienleben verschrieben haben.

Mit Gott und Ehren / woll'n wir uns ernähren! Diesen Spruch fand ich vor einer rechten Anzahl von Jahren über der Tür eines schönen, alten Holzhauses im deutschen Weserland eingeschnitzt, und sofort antwortete es in mir darauf: Dieses schlichte, tiefe Wort soll einmal das Tischgebet deiner Familie werden. Ohne schwierige Ueberlegung hatte das Wort eines unbekannten deutschen Menschen aus Jahrhunderten früher die eine Erkenntnis in mir wach und wirksam gemacht, von der hier im Zusammenhang unseres Forschens nach Sinn und Aufgabe der Familie gesprochen werden soll: Es geht doch nicht an, daß das gemeinsame Mahl der Familie nur der Befriedigung des körperlichen Bedürfnisses dient. Hier ist doch gewiß eine Stelle, an der im auf die heimbildende Kraft der Frau. Die Familie als die Stätte der Gemütspflege, als Zufluchtsort für alle, die Wärme, Behagen, Freude suchen, sie ist nur denkbar mit einer Frau als Mittelpunkt, die es versteht, Gemütlichkeit und Heimeligkeit zu schaffen.

Eine hauswirtschaftliche Erziehung der zukünftigen Frau erschien also vom gesundheitlichen, wirtschaftlichen und moralischen Standpunkt gleich wichtig im Interesse der Volksgesamtheit.

Alle diese Ueberlegungen brachten zahlreiche und gute Ansätze einer hauswirtschaftlichen Ausbildung der jungen Frauengeneration hervor: Hauswirtschaftsschulen entstanden, hauswirtschaftlicher Unterricht wurde in den obersten Klassen vieler Volksschulen und in den Berufsschulen eingeführt. Aber es blieben eben nur Ansätze. Sie erfaßten entweder nur die Mädchen, die es sich leisten konnten, ein oder zwei Jahre lang das Schulgeld für eine hauswirtschaftliche Schule aufzubringen, oder sie erfaßten nur den kleinen Teil der Mädels, die die obersten Klassen solcher Schulen besuchten, die den hauswirtschaftlichen Unterricht eingeführt hatten und die die Berufsschulen durchmachten. Außerdem konnte dieser Unterricht nur ganz oberflächlich in die Vielgestalt der hausfraulichen Aufgaben einführen. Er mußte sich im wesentlichen darauf beschränken, die einfachsten Kochkenntnisse zu vermitteln. Eine allseitige hausmütterliche Erziehung war das nicht!

Mit steigender Wirtschaftsnot setzte noch ein anderer Gedanke ein: gelänge es, ein allgemeines hauswirtschaftliches Jahr für alle Mädchen einzurichten, so würden viel Tausende von jungen Berufsanwärterinnen ein Jahr lang vom Arbeitsmarkt ferngehalten. Während sie eine Erziehung erhielten, die volkswirtschaftlich von allergrößtem Wert ist, würde gleichzeitig der Not der jugendlichen Erwerbslosen gesteuert.

Die Zeit scharfer Berufsauslese wies wiederum darauf hin, daß ein großer Teil der jungen Berufsanwärter körperlich und geistig noch gar nicht für die Anforderungen des Wirtschaftslebens reif sei. Mit vierzehn Jahren steht das junge Mädel mitten in der Entwicklung, die durch allzustraffe berufliche Beanspruchung aufs schwerste gefährdet wird. Ein Jahr ruhiger Reife, körperlicher und geistiger Ertüchtigung müßte deshalb sowohl im Interesse der Wirtschaft als auch der Volksgesundheit liegen. Das hauswirtschaftliche Jahr, das eine gesunde Tätigkeit gewährleistet, wurde daher auch aus den Kreisen der Arbeitsvermittlung, der Berufsberatung, der Jugendpflege und Jugendbewegung gefordert.

Es blieb bei den Forderungen. Man konnte sich nicht einigen, wer der Träger des hauswirtschaftlichen Jahres sein sollte. Ein heftiger Streit tobte zwischen den Volks-, Berufs- und Haushaltungsschulen, sowie den Hausfrauen, die die Erziehung in der Familie betonten. Dann fehlten auch die Geldmittel, um das hauswirtschaftliche Jahr zwangsweise einzuführen. Endlich stieß der Gedanke auch auf erheblichen Widerstand der Wirtschaft, die erklärte, ohne die billige Kraft der Vierzehnjährigen nicht auskommen zu können.

Erst nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus hat die Idee des hauswirtschaftlichen Jahres neue Belebung gefunden. In der Einrichtung des Landjahres, im weiblichen Arbeitsdienst sind ja ähnliche Gedanken lebendig: Ertüchtigung der weiblichen Jugend für den Dienst in der Familie und der Volksgemeinschaft, körperliche Kräftigung und geistige Weitung der jungen Menschen. Aber Landjahr und Arbeitsdienst erfassen wiederum nicht die gesamte weibliche Jugend, und sie haben noch andere, wichtige Aufgaben zu erfüllen; sie geben nicht nur rein hauswirtschaftliche Erziehung.

Es ist auch fraglich, wie weit eine zwangsweise Einführung eines allgemein verbindlichen hauswirtschaftlichen Jahres von Nutzen sein würde. Die Störung der Wirtschaft, die tatsächlich heute mit einem gewissen Prozentsatz jugendlicher Kräfte rechnet, die neue geldliche Belastung der einzelnen Familie und des Staates, der die Einrichtung tragen müßte, wären heute nicht zu verantworten.

Was aber möglich und notwendig ist, das ist die Schaffung eines freiwilligen hauswirtschaftlichen Jahres. Und sie ist geschehen. Die Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung und Arbeitsvermittlung, das deutsche Frauenwerk und der BDM. haben zusammengewirkt, um einer möglichst großen Zahl von jungen Mädchen das hauswirtschaftliche Jahr zu ermöglichen.

Die Richtlinien, die für dieses Jahr gelten, sind in der Reichs-Elternwarte, Heft 2/36 abgedruckt. Danach gibt das hauswirtschaftliche Jahr den schulentlassenen Mädchen ein Jahr gediegener, ständig von der Frauenschaft überwachter Familienerziehung. Nur besonders ausgewählte Haushaltungen bekommen die Erlaubnis, ein „Anlernmädchen" des hauswirtschaftlichen Jahres aufzunehmen. Das junge Mädchen wird wie eine Tochter des Hauses behandelt. Es soll ein Lern- und Erziehungsjahr durchmachen, nicht aber als billige Arbeitskraft ausgenutzt werden. Die Hausfrau, deren Obhut das junge Mädchen anvertraut wird, verpflichtet sich, ihren Schützling in alle Aufgaben einer vorbildlichen Hausfrau und Mutter einzuführen, sodaß das Anlernmädchen nach Ablauf des Jahres wirklich einen gründlichen Ueberblick über den Pflichtenkreis hat, der auch ihrer später wartet.

häuslichen Kreise religiöse Sinnbilder entstehen müssen, damit das gemeinsame Essen zugleich zur Sammlung und Einkehr in sich, zum Bewußtsein der Gemeinschaft im Familienkreise oder im ganzen Volke, zur Besinnung auf die Schöpferkraft Gottes und zum anbetenden Danke wird.

Daß mit diesen Gedanken keine neue Erkenntnis gewonnen, sondern nur uraltes Fühlen und Brauchtum unseres Volkes neu erlebt war, machte den Eindruck jener schlichten Worte nur noch tiefer und erst fruchtbar. Denn auch ich hatte ja als Kind in unserm Hause ein Tischgebet gehört und jahrelang selbst gesprochen, aber trotzdem vermochte dieses, zu oft und ohne Verständnis gesprochen, keine Bereicherung unseres Hauses zu spenden, sondern war bloße Form geblieben. Solch ein Gebet hat aber keinen Wert. Gebet darf nie nur Form oder gar Mittel zum Zweck der Gemeinschaftsförderung, sondern nur Ausdruck einer frommen Innerlichkeit sein, dann allein dient es zugleich der Familie. Nicht jeder Tischspruch paßt in jedes Haus, nicht jedem Tag ziemt der gleiche Spruch. Nie darf der Vater vergessen, daß in erster Linie die Kinder — sie machen ja die Familie aus — erfaßt werden müssen, womit nicht gesagt sein soll, daß sie immer und restlos jedes Wort in seiner Tiefe begreifen müssen. — Viele lebensvolle Fragen stellen sich hier noch, die jedes Elternpaar anders lösen kann und soll und die daher nur angedeutet seien, zumal in dem bloßen Fragen oft schon die Antwort enthalten ist: Welches Gebet ist für uns das richtige? Wie oft sammeln wir uns im Tischspruch, jeden Tag oder nur an Sonn- und Festtagen? Wenn man schon mehr als ein Gebet als richtig anerkennt, darf man ihre Zahl beliebig vermehren, muß es nicht — dem Gesetz der Sitte treu — bei einem bestimmten Kanon bleiben? Wer spricht das Wort, nur der Vater? Ist es nicht auch recht, einmal den Jungen oder das Mädel einen Tischspruch sagen zu lassen, den sie aus dem Gemeinschaftsleben der Jugend mitbringen?

Wer Bausteine zur Vertiefung des Familienlebens bieten will, darf nicht bei Ueberlegungen stehen bleiben, sondern muß auch Stoffe bieten, die dem Suchenden zur Verfügung stehen. Die Sprüche, die daher hier in loser Gliederung zum Schluß gesammelt sind, entstammen zum Teil dem eigenen Familien- oder Freundeskreis und bleiben dann unbezeichnet, zum andern Teil sind sie in Büchern gefunden.

Froher Dank:

Nun stecket eure Löffel zusammen
Und fanget an in Gottes Namen.
Wer viel, wer wenig, wer gut erwischt,
Nicht auf den andern neidisch ischt;
Es kriegt ein jeder seinen Teil
Und laßt's euch schmecken. Jetzet Heil!

(Hans Sachs, um 1550)

Dank an die Natur:

In deinen Früchten, Mutter Erde,
Ruht das Geheimnis deiner Sonnenkraft.
O gib, daß in uns wirksam werde
Der Geist, der alles lenkt und schafft.
(Irene Weidle)

★

Dank im Bewußtsein der Familien- und Volksgemeinschaft:

De een hett Hunger un keen Broot,
De anner Broot un mag nich äten.
Wi hebben Hunger, hebben Brot:
Gott! Laat den Dank uns nich vergäten.
(K. Eggers)

★

Dem Boden, der die Speise trägt,
Dem Bauern, der sie treulich pflegt,
Und Gottes Gegenwärtigkeit
Sei unser Dank in Freudigkeit.

★

Wo frohe Menschen dankbar halten Mittagsrast,
Da ist gewiß auch Gott bei ihnen stiller Gast.

★

Speise und Menschenweg:

Möge mich auch diese Speise
Stärken auf der Lebensreise.
Mög sie werden gutes Sinnen,
Wahres Reden und Beginnen,
Kraft im Glücke und im Schmerz,
Wache Seele, frohes Herz,
Daß ich alle meine Zeit
Lebe in der Ewigkeit.
(Hermann Stehr)

Kurt Jacoby.

Dies hauswirtschaftliche Jahr, das muß immer wieder betont werden, ersetzt nicht eine hauswirtschaftliche Lehre oder den Besuch einer Haushaltungsschule, wie sie als Grundlage für alle hauswirtschaftlichen Berufe gefordert werden. (Siehe „Reichs-Elternwarte", Heft 2/1935, den Aufsatz über „Ländliche Frauenbildung", sowie Heft 4/1935, über „Die Haushaltspflegerin"). Es gibt keine Berechtigungen irgend welcher Art. Es ist ein Jahr allgemeiner fraulicher Erziehung, Reifung und Kräftigung und deshalb ganz besonders für die Mädchen gedacht, die vor der Entscheidung zu einer bestimmten Berufswahl stehen und diese Warte- und Kräftigungszeit so nützlich wie möglich ausfüllen wollen.

Alle die Erwägungen, die es wünschenswert erscheinen lassen, daß möglichst jedes junge Mädchen ein hauswirtschaftliches Jahr durchmacht, bleiben nach wie vor bestehen. Man kann nur hoffen und wünschen, daß recht viele Eltern den Segen eines solchen Jahres einsehen und sich entschließen, auch ihre Tochter zum hauswirtschaftlichen Jahr beim Arbeitsamt anzumelden, bevor sie sie in eine spezielle Berufslehre schicken. Der scheinbare Verlust eines Jahres, bevor das junge Mädchen zu Beruf und eigenem Verdienst kommt, wird bei weitem aufgewogen durch die außerordentlichen Vorteile, die das Mädchen für sein ganzes Leben aus der Zeit der hausmütterlichen Erziehung mitbringt.

Besorgten Eltern sei noch gesagt, daß ihre Tochter sich auf keinen Fall vereinsamt fühlen wird in der fremden Umgebung. Die ständige Beaufsichtigung der Anlernfamilie gibt schon Gewähr dafür, daß das Mädchen wie ein Glied der Familie behandelt wird. Daneben aber nimmt der BDM. die Mädchen des hauswirtschaftlichen Jahres unter seine besondere Betreuung. Hier finden sie Kameradschaft und Entspannung unter Gleichalterigen. Hier suchen sie sich neue Freude und Arbeitsfrische auf Heimabenden und sonntäglichen Fahrten. Und hier — etwas besonders Schönes — verleben sie auch ihre Ferienzeit im Freizeitlager, das im Sommer die Mädels vom hauswirtschaftlichen Jahr sammelt.

Also auf, Mutter von heranwachsenden Töchtern, melde auch du dein Mädel zum hauswirtschaftlichen Jahr! Und du, Hausfrau, unterstütze auch du die gute Sache, indem du dich bereit erklärst, deinen Haushalt prüfen zu lassen, ob er sich als Anlernhaushalt eignet.



Der Schornsteinfeger

Jeder richtige Junge, der ein Handwerk erlernt, trägt insgeheim den Wunsch, einmal, ebenso wie sein Lehrherr, selbständiger Handwerksmeister zu werden. Dächte er nicht so, wäre es für ihn und das Handwerk besser gewesen, wenn er sich anderen Aufgaben zugewandt hätte. Ist er dann aber soweit, daß er seine Meisterprüfung bestanden hat, entscheiden zwei Fragen seinen ferneren Lebensweg: einmal muß er — wie man so sagt — für den Beruf geboren sein, denn sonst wird er nichts Rechtes in ihm leisten, und zum andern gehören zur Einrichtung eines eigenen Betriebes wirtschaftliche Mittel. In vielen Handwerkszweigen wird der Betrag nicht allzu hoch sein, der dafür benötigt wird, so beim Schuhmacher, beim Schneider, beim Ofensetzer u. ä. Dann aber wird es immer auf sein Geschick ankommen, ob er sich durchsetzen und behaupten kann, auch dann, wenn er sich durch einen besonderen Glücksfall in ein „warmes Nest" setzen konnte. Der Konkurrenzkampf schafft hier eine harte aber gerechte Auslese.

Da ist es denn zu verstehen, daß die Berufe zu den begehrten gehören, die einen scharfen Kampf um die Existenz nicht kennen. Dazu gehört in erster Linie der des Schornsteinfegermeisters. Von ihm kann man sagen, daß er ein gesichertes Leben verspricht, denn sowohl die Zulassung wie auch die „Aufträge" sind hier ganz anders geregelt als in anderen Handwerksberufen. In jedem Bezirk wird nur ein Schornsteinfegermeister zugelassen. Dazu kommt, daß die Sicherung unseres Volkslebens eine jährlich oftmalige Reinigung der Schornsteine verlangt, um die Brandgefahr auf ein Mindestmaß herabzusetzen. Man



mag dabei wohl auf den Gedanken kommen, daß darin eine Bevorzugung eines einzelnen Handwerksstandes liegt, jedoch bedeutet diese gesetzliche Regelung, die wir alle kennen, einen Segen für unser gesamtes Volksleben. Und eingespart würde sicherlich auch nicht viel, denn die Versicherungsgesellschaften wären wohl gezwungen, durch höhere Beitragssätze das größere Gefahrenrisiko auszugleichen.

Dieses Recht, das der Staat dem Schornsteinfegermeister gewährleistet, ein Recht, in dem fraglos manche Vorzüge liegen, bürdet dem Meister aber zugleich auch die volle Verantwortung für eine sachgemäße Arbeit auf. Darum fordert der Beruf von allen, die ihm dienen, ein hohes Maß von Verantwortungsgefühl und damit einen festen Charakter. Aber auch die körperliche Gesundheit muß überdurchschnittlich gut sein, besonders sind es die Lunge, die Luftröhren und der Kehlkopf. Diese Forderung wird sofort verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Schornsteinfeger viel in rauchigen Räumen arbeiten muß. Da wird er manchmal den Atem lange anhalten müssen, wenn er nicht den beißenden Qualm einatmen will. Trotzdem ist der Beruf gesundheitlich nicht schädlich für den, der die Voraussetzungen erfüllt. Wenn wir den Schornsteinfeger dann auf hohen und höchsten Schornsteinen arbeiten sehen, fällt uns sogleich eine weitere Forderung ein: Schwindelfreiheit!

Der Ausbildungsgang ist dem der meisten Handwerke gleich. In fast allen Fällen wird der Lehrling beim Meister Wohnung und Beköstigung finden. Sofern nur eine dreijährige Lehrzeit verabredet wird, ist es so, daß die Eltern den Jungen einkleiden, bei einer vierjährigen Lehrzeit übernimmt auch vielfach der Meister dieses. Weil es in diesem Berufe nun eine freie Konkurrenz nicht gibt, ist es verständlich, daß die Zulassung von Lehrlingen gesetzlich strenger geregelt ist. Sie entspricht durchweg dem normalen Abgang. Das hat zur Folge, daß der Meister bei der Einstellung sowohl gesundheitlich wie auch charakterlich eine strenge Auswahl trifft. Trotzdem ist es für beide Teile besser, wenn außerdem noch eine etwa vierwöchige Probezeit vereinbart wird.

Nach beendigter Lehrzeit hat auch hier der Lehrling in der Gesellenprüfung die Eignung für seinen Beruf zu beweisen. Besteht er diese Prüfung, kann er sich nach fünf weiteren Jahren zur Meisterprüfung melden, jedoch nicht vor Vollendung des 24. Lebensjahres. Die Anstellung als Bezirksschornsteinfegermeister aber ist meist erst zwischen dem 35. und 40. Lebensjahr möglich. Damit er dieses begehrte Ziel erreicht, ist es erforderlich, daß er sich als Geselle beizeiten in die Anwärterliste, die beim zuständigen Regierungspräsidenten geführt wird, eintragen läßt. Dazu ist nötig, daß er vor seiner Eintragung in den letzten drei Jahren zumindest ein Jahr in diesem Regierungsbezirk als Geselle gearbeitet hat. Zwischen der Eintragung und der erfolgten Anstellung muß er dann innerhalb der letzten vier Jahre mindestens drei Jahre als Geselle im gleichen Regierungsbezirk beschäftigt gewesen sein.

Wenn dieser Beruf auf den ersten Blick auch leichter als manch anderes Handwerk zu sein scheint, so sind für die Prüfungen dennoch sehr umfangreiche Kenntnisse erforderlich, besonders bei der Meisterprüfung. Darum wird vom Lehrling mit Recht das Abgangszeugnis der ersten Volksschulklasse verlangt.

2 Aufnahmen Atlantic-Photo

Wilhelm Möller.



Was soll unser Mädel werden?

Die Soziale Betriebsarbeiterin

Ein ganz neuer und noch recht unbekannter Beruf, die Soziale Betriebsarbeiterin! Ein Beruf für erfahrene, sozial empfindende Frauen, die es drängt, tatkräftig an dem Ziel mitzuarbeiten, das unserem heutigen Wirtschaftsleben gesteckt ist: Volksgemeinschaft zu verwirklichen.

Im Weltkrieg war es, als immer mehr Frauen in die Fabriken strömten und die Arbeitsplätze der an der Front kämpfenden Männer einnehmen mußten, daß der erste Grundstein zu dem heutigen Beruf gelegt wurde. Die Arbeiterinnen, oft verheiratete Frauen mit mehreren Kindern, oft auch ganz junge Mädchen, waren in Gefahr, körperlich, seelisch und sittlich bei dem ungewohnten Fabrikleben schweren Schaden zu nehmen. Sie brauchten Rat und Hilfe, die ihnen die Arbeit erleichterte, häusliche Sorgen und Nöte tragen half, die immer da war, wenn irgendwelche Reibungen und Mißverständnisse unter den Arbeitskräften oder zwischen den Arbeiterinnen und den Meistern oder gar den Arbeitgebern entstanden, die auf Schonung von Schwangeren und Wöchnerinnen Bedacht nahm, die Wohlfahrtspflege im weitesten Sinne für alle Angehörigen der Fabrik trieb. Sogenannte Fabrikpflegerinnen wurden eingestellt, Frauen mit wohlfahrtspflegerischer Ausbildung, die alle diese Aufgaben zu erfüllen suchten. Zweifellos hat ihre segensreiche Tätigkeit in weitem Umfange mit dazu beigetragen, daß einer allzu großen Vergeudung von Frauenkräften in der oft viel zu schweren Kriegsarbeit vorgebeugt wurde.

Nach dem Kriege ging die Zahl der Fabrikpflegerinnen zurück. Nur wenige Unternehmer hatten ein Interesse daran.

Vor ungefähr zehn Jahren wurde die zweite Wurzel zum heutigen Aufbau der sozialen Betriebsarbeit gelegt. In einer Bielefelder Fabrik waren sogenannte Soziale Betriebsarbeiterinnen tätig. Sie waren selbst Arbeiterinnen wie ihre Kameradinnen, sie kannten alle Sorgen und Nöte des Arbeiterinnenlebens aus eigener Erfahrung. Nicht von außen her suchten sie, Wohlfahrtspflege im Betrieb zu treiben. Sie wollten die Selbsthilfe der Arbeitskameradinnen stärken. Sie wollten aus der eintönigen, seelenlosen Fabrik eine Betriebsgemeinschaft formen, in der jedes einzelne Glied voller Freude und Verantwortungsgefühl seine Arbeit tat, und in der die Gemeinschaft auch dem einzelnen half und beistand. Nur sehr wenige Werke folgten dem Bielefelder Beispiel. Erst heute, da das Ringen um Gemeinschaft das ganze Volk erfüllt, ist die Stunde der Verwirklichung der Idee der Sozialen Betriebsarbeit da. Das Frauenamt der Deutschen Arbeitsfront hat sich zur besonderen Aufgabe gemacht, die soziale Betriebsarbeit zu fördern. Alle guten Erfahrungen der Vergangenheit, sowohl der Kriegsfabrikpflege als auch der Pionierinnen in Bielefeld, sollen verwandt werden, um überall in Deutschland, wo Frauen in Fabriken tätig sind, wo Jugendliche des Schutzes bedürfen, wo Betriebsgemeinschaft lebendig gemacht werden soll, Soziale Betriebsarbeiterinnen einzustellen.

Diese Sozialen Betriebsarbeiterinnen stehen mitten in der Gemeinschaft der Arbeitenden. Sie haben engste Fühlung mit den Vertrauensfrauen und mit allen anderen Organen der Betriebsordnung. Sie sind das Sprechrohr und die Verbindung zwischen der Betriebsleitung und der Gefolgschaft, eine neutrale Stelle, die immer den Ausgleich sucht, immer den Gedanken vertritt, was ist für das Ganze, für die Idee der Volks- und Betriebsgemeinschaft richtig?

Eine Menge Aufgaben hat sie damit zu erfüllen. Sie setzt sich für die Durchführung aller Schutzbestimmungen für die Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeitskräfte ein. Sie wirkt mit bei Einstellungen und Entlassungen, bei der Umschulung von Arbeitskräften. Sie macht Vorschläge für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen, für eine gute Ausnutzung der Pausen. Sie pflegt den Gemeinschaftsgeist in Besprechungen und geselligen Veranstaltungen. Sie erteilt wirtschaftlichen Rat bei Frauen, die in irgend einer äußeren Not sind. Sie versucht, durch Abhaltung von hauswirtschaftlichen oder kinderpflegerischen Kursen erziehlich zu wirken. Sie hilft bei Unglücksfällen. Jeder Betrieb hat wieder ein anderes Gesicht. Jedes Werk gibt der Sozialen Betriebsarbeiterin neue Ansatzpunkte für ihre Arbeit. Ganz selbständig, erfindungsreich, klug organisierend, mit Taktgefühl in das Gesamtgefüge sich einordnend, muß sie vorgehen.

Es ist klar, daß eine sorgfältige Schulung für diese vielseitige sozial und wirtschaftlich gleich wichtige Arbeit notwendig ist. Das Frauenamt der Deutschen Arbeitsfront überwacht diese Schulung. Zwei Wege sind möglich:

1. Wer Soziale Betriebsarbeiterin werden will, legt zunächst eine sozialpädagogische Prüfung als Volkspflegerin, Jugendleiterin oder Gewerbelehrerin ab. Die innere Bereitschaft und Ausrichtung zum Beruf wird geprüft und geschult in einer weiteren fünf- bis sechsmonatigen Ausbildung durch das Frauenamt. Diese Schulung beginnt mit 4—6 Wochen Arbeitsdienst. Daran knüpft sich eine dreimonatige, regelrechte Fabrikarbeit, in der die Berufsanwärterin ganz wie die Arbeiterinnen leben muß, z. B. auch mit dem geringeren Arbeiterinnenlohn auszukommen hat. Anschließend wird die Anwärterin 2—4 Wochen einer Sozialen Betriebsarbeiterin als Helferin zugeteilt, um den Pflichtenkreis ihres Berufs praktisch kennen zu lernen. Den Abschluß bildet ein vierzehntägiges Schulungslager des Frauenamtes, das die gedankliche und weltanschauliche Vorbereitung für den Beruf gibt.

Die so ausgebildete Soziale Betriebsarbeiterin erhält nun entweder selbständig ein Werk zugewiesen, wo sie als Angestellte des Betriebes mit dem Gehalt einer Wohlfahrtspflegerin tätig ist, oder sie wird bezahlte Praktikantin bei einer überbürdeten Berufskollegin.

2. Bei dem zweiten Weg kommt die Soziale Betriebsarbeiterin aus dem Werke selbst, in dem sie arbeiten soll. Arbeiterinnen, die mindestens fünf Jahre im Betriebe waren, in dieser Zeit Führereigenschaften bewiesen (besonders als Vertrauensfrauen) und die einen Samariterkursus besucht haben, können von ihrem Betrieb als Soziale Betriebsarbeiterinnen eingestellt werden, nachdem sie vom Frauenamt für ihren neuen Beruf vorbereitet worden sind. Diese Schulung umfaßt:

6 Wochen Arbeitsdienst, 6 Wochen Krankenhaus, 6 Wochen Praktikum in der NSV., 14 Tage Schulungslager, 14 Tage Praktikum bei einer Sozialen Betriebsarbeiterin.

Man sieht, der Beruf der Sozialen Betriebsarbeiterin steht jeder Frau, ganz gleich welcher Schulausbildung, offen, wenn sie vor allem eins mitbringt: Verantwortungsgefühl für die Gemeinschaft und den Willen, Gemeinschaftsgeist praktisch im Werk, in der Fabrik zu verwirklichen.

Annemarie Schindler.

Verlag der „Reichselternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.

Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.



O schöne Welt im Blütenschmuck!

Aufnahme Atlantic-Photo